P. o. germ
1300
i

P.o.germ. 1300 i
Schlegel

<36601876770019

<36601876770019

Bayer. Staatsbibliothek

Die
Höhle des Todes.

Aus dem Französischen

von

Friederike Caroline Schlegel.

Leipzig 1800
bei Wilhelm Rein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die
Höhle des Todes.

„Wie feierlich ernst ist unter diesen trau„rigen Schatten, der Anbruch der Nacht —“ rief der tapfere Albert aus, als er den wildesten Theil des Schwarzwaldes durchzog.

Kaum hatte die Sonne die Hälfte ihrer täglichen Laufbahn vollbracht, als der Ritter diese schauderhafte Einöde betrat, und seit jenem Augenblicke, waren dies die ersten

Worte, in welche er ausbrach. Nicht ohne inniges Vergnügen vernahm sie sein Knappe Moritz, der sein ganzes Gefolge ausmachte; denn schon lange peinigte ihn das Verlangen, die schon langabgebrochne Unterredung wieder anzuknüpfen, nur die Ehrerbietung für seinen Herrn hatte ihn bisher stumm erhalten. Die Todtenstille dieser einsamen Wüste wurde nur bisweilen durch ein Rabengekreisch, oder durch das Flattern eines Käuzleins unterbrochen. Diese unglükweissagende Töne vermehrten noch das Grausen der schreckbaren Einöde, und erfüllten die zagende Seele des Knappen mit abergläubischer Furcht, die ihren höchsten Grad erreichte, ehe noch der Gegenstand derselben sichtbar oder bestimmt war.

Ach! Herr Ritter, rief er, es gehört so ein unerschütterlicher Muth als der Eurige

„ist, zu dem Wagstücke, sich bey finstrer Nacht
„in das dikste tiefste Dunkel dieses weiten
„großen Waldes zu versteigen.“

„Moritz! antwortete Albert, ich habe
„Dich in Gefechten Beweise Deines Muths
„geben sehen, was kannst Du denn in dieser
„stillen Einsamkeit für fürchterliche Gefahren
„ahnen? Was ist meine Vermegenheit, so
„lange sich kein Feind zeigt?“

„Ist denn, versezte der Knappe, die schrek-
„liche Gegend, die uns umgiebt, nicht hinrei-
„chend, den männlichsten Muth mit eiskaltem
„Todesschrecken zu erfüllen? In solchen Ein-
„öden herrschen die Geister des Todes und die
„Dämonen der Luft treiben da ihren Spuk.“

„Mein Gewissen, erwiederte Albert, macht
„mir keinen Vorwurf, der mich die Rache

„höllischer Geister fürchten ließe; ich verlasse „mich auf den Schutz des Himmels, und die „Engel des Lichts werden mich gegen alle „Macht und Bosheit der Geister der Fin„sterniß vertheidigen. Vor Menschen fürchte „ich mich nicht, weil ich bewaffnet bin."

„Wollte Gott, rief der Knappe, ich hätte „mit meinem Gaule linksum gemacht, ehe „wir diesen Schreckensort betraten!"

Albert. „Ey! wie hättest Du ihn ver„meiden wollen? Hast Du Dich nicht selbst „angetragen, mich bis nach dem Schlosse „Dornheim zu begleiten?"

Moritz. „Ja! ich rechnete darauf, daß „wir mit Sonnenuntergang dort anlangen „würden, aber Ihr rittet so äußerst lang„sam." — — —

Albert. „Das ist wahr; indem sich „meine Seele ganz den süßen Gedanken über„ließ, die ich Dir allein vertraut habe, wollte „ich mein abgemattetes Pferd in diesem Walde wieder etwas zu Athem kommen lassen.

Der Ritter fieng abermals an, sich in seine gewöhnlichen Träumereien zu vertiefen; der Knappe aber, der die Erfahrung gemacht hatte, daß der Laut einer menschlichen Stimme die Schrekbilder seiner aufgeregten Fantasie zerstreue, ließ die Unterredung nicht wieder so leicht in Stocken gerathen. Denn ob er gleich die Liebesgeschichte seines Herrn auswendig wußte, so war ihm doch auch bekannt, wie gern sich der Ritter über diesen Gegenstand ausbreitete, und diese günstige Stimmung machte er sich jetzt zu Nutze.

„Wenn ich mich recht besinne, Herr Rit-
„ter, so glaube ich von Euch gehört zu haben,
„daß Ihr das Fräulein Constantia seit drey
„Jahren nicht gesehen habt.“

„O! das ist viel länger her, antwortete
„der liebetrunkne Ritter, und wenn ich der
„Stimme meines Herzens glauben soll, so ist
„ein Jahrhundert seit unsrer Trennung ver-
„gangen — Ach! was wollt' ich drum geben,
„wenn ich wüßte, mit was für Augen sie mich
„wiedersehen wird!“

„Moritz. „Unmöglich kann sie gegen ein
„so ausgezeichnetes Verdienst, als das Eurige,
„und gegen eine so seltene Treue, ohne Gefühl
„bleiben.“

Albert. „So läng' ich entfernt von ihr
„lebte, gefiel ich mir in dergleichen Schmeiche-

„leien, die mir sogar jezuweilen mein eignes
„Herz machte. Freylich weiß ich, daß Constan-
„tia noch nie auch nur das unbedeutendste Ge-
„ständniß einer günstigen Gesinnung gegen mich
„gethan hat. Ich weiß aber auch, daß sie
„gegen alle andre Ritter, nur die auffal-
„lendste Gleichgültigkeit zeigte. Vielleicht
„könnt' ich selbst daraus, daß sie oft mich sorg-
„fältig zu vermeiden schien, etwas zu meinem
„Vortheil schließen. Gesetzt, meine zärtliche
„Liebe wäre für sie ein Geheimniß geblieben,
„so konnte sie keine Ursache haben, mich weni-
„ger artig als Andere zu behandeln. Und
„hätte sie meine so sorgfältig verheelten Gesin-
„nungen erforscht, so konnte nur Gegenliebe
„von Ihrer Seite ihr das Geheimniß entdekt
„haben. Woher — so fragt' ich mich oft bey
„meinen wonnevollen Träumereien — woher
„wäre die lebhafte Röthe entstanden, die ihre
„Wangen überzog, als ich einen vielleicht zu

„zärtlichen, zu ausdrukvollen Blick auf sie „heftete? Was sonst hätte die Unruhe und „Bewegung veranlassen können, die sie bei „meiner Abreise blicken ließ? Wäre ich ihr „gleichgültig gewesen, so würde sie mir doch „nach so einem langen Aufenthalte bey ihr, „wenigstens ein Lebewohl gesagt haben. Aber „die schon halb hervorgebrachten Worte erstar„ben auf ihren Lippen, und so ängstlich sie „bemüht war, sich meinen Blicken zu entzie„hen, so überraschte ich doch einige Thränen, „die ihren Augen entfallen waren."

Albert hielt inne, und blieb einige Zeit in zärtliche Träumereien versunken, bald aber sammelte er sich wieder, und sagte: „Diese Gedanken haben mir das Leben erträglich gemacht, so lang' ich fern von ihr war. Jezt aber, da ich mich ihrer Wohnung nähere, jezt, da mein Herz in der Erwartung, sie

wiederzusehen, mit ungewöhnlicher Heftigkeit pocht, jezt darf ich nicht mehr jenen süßen Phantomen trauen. Wenn ich mich selbst getäuscht hätte, o wie schrecklich würde mir die Wahrheit seyn! Selbst wenn meine theuresten Hoffnungen wären gegründet gewesen, wenn sie meine Zärtlichkeit mit einiger Gegenliebe vergolten hätte, dürft' ich wohl nach einer so langen Abwesenheit noch glauben, daß sie dem Andenken an mich ein Oertchen in ihrem Herzen aufbewahrt hätte? Sollte nicht ein ihres Besitzes würdigerer Verehrer mich daraus verdrängt haben?"

"Oft hab' ich mich gewundert, sagte Moritz, daß Ihr, Herr Ritter, Euch habt entschließen können, die Stadt Prag, wo sie sich damals aufhielt, zu verlassen, ohne Eure Gesinnungen zu entdecken, und daß Ihr nicht

das Aeußerste gethan habt, um eine günstige Erklärung von ihr zu erlangen."

„Ich hab' es Dir schon gesagt, Moriz," versezte Albert, „daß ich lieber hätte sterben, als Constantien, deren Glück mir theurer als mein eignes war, dahin vermögen wollen, das Schicksal eines Mannes zu theilen, welchem die Zukunft eine so karge Aussicht eröffnet, sie einst auf eine ihren Vorzügen angemessene Glücksstufe zu erheben. Auch noch heute gebe ich so verwegenen Wünschen nicht Raum: ich will sie blos sehen; und wagten sich meine Wünsche weiter hinaus, so ist mein Herz wenigstens daran unschuldig. Vielleicht, seit mir mein Schwerdt einigen Ruhm erfochten hat; seit ich den Ritterorden aus den Händen Kaiser Friedrichs des Rothbarts erhalten, und einige erlauchte Freunde mir ihren Beistand verheißen haben, vielleicht

öffnet sich mir eine entfernte Aussicht, vielleicht komme ich in eine Lage, in der ich einst — — — doch, ich wiederhole es, ich will so schmeichelhaften Vorstellungen und Wünschen kein Gehör geben."

"Wie weit, Moritz, ist es denn vom Schlosse Herzwald, wo sie jetzund wohnt, bis zum Schlosse des Baron Dornheim?"

"Etwas über eine Meile, antwortete der Knappe. Wie ich noch zu Dornheim wohnte, gieng ich oft nach Herzwald. Damals bewohnte es der Oheim von Fräulein Constantien, und ihr Vater hat es seit etlichen Monaten ererbt."

Auf dieses Gespräch erfolgte ein zweites Stillschweigen; aber Moritz, welchem viel daran gelegen war, es wieder zu brechen,

chen, fragte seinen Herrn, ob er dem Herrn Friedrich seine Liebe niemals offenbaret hätte?

„Nein, niemals, antwortete Albert. Es ist wahr, daß seit dem Augenblicke, da ich das Glück hatte, ihm in einem Treffen das Leben zu retten, er die lebhafteste Ergebenheit jederzeit gegen mich geäußert hat; aber die Härte und Fühllosigkeit seines Charakters haben es mir unmöglich gemacht, mich über diesen Gegenstand mit eben dem Zutrauen gegen ihn herauszulassen, als ich es in irgend einer andern Angelegenheit würde gethan haben. Eines Tags, da er mich, wie er oft that, nach Dornheim einlud, sagte er mir von ungefähr, daß Constantiens Vater nunmehr sein Nachbar werden würde. Hätte er jemals eine der meinigen ähnliche Leidenschaft empfunden, so müßte ihm die Verwirrung, in welche

ich durch seine Einladung gerieth, das ganze Geheimniß meines Herzens verrathen haben.

„Friedrich hat von Kindheit an, versezte Moritz, einen stolzen und heftigen Charakter blicken lassen.“

„Sage vielmehr einen Sinn, der für Mitleid und Zärtlichkeit verschlossen ist. Ob ich schon manche Freundschaftsprobe von ihm erhalten — ob ich gleich des Schutzes seines Vaters versichert bin, so fühlt' ich mich doch immer glüklich, wenn mich — — — doch — sieh, Moritz, woher dies plötzliche Licht? Was für ein heller Schein leuchtet auf unsern Weg? Ist das der Mond, der hinter einer Wolke hervortritt?“

„Der Mond ist bereits untergegangen“ sprach der Knappe, und alle seine Furcht ergriff ihn wieder.

„Albert sah genauer hin, aber die dicht verwachsenen Zweige der Bäume verstatteten ihm an dieser Stelle nicht das mindeste davon zu sehen." Er ritt einige Schritte weiter, da bemerkte er ein kleines schwarzes Gewölk, welches, abgelößt von der übrigen Atmosphäre, über seinem Haupte schwebte, immer hin und her wankend; aus seinen zackigten Umrissen fuhren Lichtstrahlen und Blitze, die hell genug waren, die dicke Finsterniß zu zerstreuen, die damals die Erde bedeckte.

Der Ritter betrachtete es mit einer Anwandlung von Bestürzung und Erschütterung, deren sich die Seele beym Anblick einer außerordentlichen und übernatürlichen Erscheinung nie erwehren kann. Moritz, gelähmt vor Furcht, und niedergebückt, erwartete in Todesangst irgend eine schreckliche Begebenheit.

Jetzt

Jetzt hörten sie in der Luft einen fürchterlichen Schrey, der von mehr als menschlichen Kräften erregt zu seyn schien; und in dem Augenblikke zerplatzte auch die Wolke — Ihre gröbsten Theile zerstreuten sich in die umgebende Luft — Alle Lichtstrahlen, die sie von sich schoß, vereinten sich zu einer großen Feuerkugel, die sich schnell zur Erde senkte. Sie fiel mitten in ein Dickicht von Bäumen, und schimmerte noch lange durch die Zweige. Der Ritter spornte sein Roß und sprengte der Erscheinung nach tiefer feldeinwärts. Umsonst rief ihm der trostlose Moritz mit bebender Stimme nach, Halt zu machen. Ohne sich an seine Furcht zu kehren, jagte Albert drauf zu, und bahnte sich durch das dichtverworrene Gesträuch einen Weg. Hier sah er das Meteor über dem Eingange einer dunkeln tiefen Höhle schweben, die ganz von seinen Strahlen er-

leuchtet schien; so wie er sich aber näherte, verschwand der Feuerball in den Abgrund, und auf diese flüchtige glänzende Erleuchtung folgte eine noch viel schwärzere Finsterniß.

Albert war einige Augenblicke unschlüßig, was er thun sollte. Sein ungestümer Muth, der ihn immer zu den gefahrvollsten Abentheuern trieb, feuerte ihn mächtig an, in die Höhle zu stürzen. Eine geheime unerklärbare Ahndung, gesellte sich zu der Lufterscheinung, um ihn zu überreden, daß er in dieser unterirrdischen Tiefe das Geheimniß entdecken würde, welches seine Neugier reizte; und doch schien die finstere Nacht eine solche Entdeckung unmöglich zu machen. Wahrscheinlich war die Höhle der Aufenthalt wilder und giftiger Thiere. — Sollt' er sich ihrer Wuth blosstellen, und als Opfer einer unverzeihlichen Ver-

wegenheit, ohne allen Ruhm, in diesem schrecklichen Abgrunde verderben? Endlich beschloß er die Unternehmung bis auf morgen zu verschieben, und mit Anbruch des Tages wieder bey der Höhle zu seyn. Jetzt aber hielt er es für das Beste, seinen Weg nach dem Schlosse Dornheim fortzusetzen, wo er ohnedieß schon zu spät anzulangen befürchtete, um noch eingelassen zu werden.

Er kehrte also wieder zu seinem Knappen zurück, welchen tödtliches Entsetzen seiner Sinnen beraubt hatte. Der arme Moritz erzählte nun seinem Herrn, daß ein Geist ihn verfolgt, und daß er ein entsetzliches Geschrey aus der Höhle gehört habe.

Ungeachtet seines sanftmüthigen Charakters, verlohr Albert doch endlich alle Geduld;

er entrüstete sich über den verzagten Knappen, und warf ihm seine lächerliche Furcht so nachdrücklich vor, daß dieser sich nach und nach wieder ermannte, und zu sich selbst kam.

Kaum hatten die beiden Reisenden einige Schritte vorwärts gethan, so erblickten sie ein helles Licht durch die Bäume. Moritz schauderte und wollte sein Pferd umwenden, denn die Erscheinung des Feuerballs spukte noch in seiner Fantasie, und er vergaß darüber, daß er nahe bey dem Schlosse Dornheim war. Der Ritter hingegen vermuthete, daß das Licht eben daher käme, und er hatte Recht. Je näher er kam, je deutlicher sah er die ganze Vorderseite des Schlosses erleuchtet, und in dem Geräusche, das man von dorther vernahm, unterschied er deutlich melodische Töne einer herrlichen Musik.

Obgleich Alberts Sinn nicht eben gestimmt war, an dergleichen feyerlichen Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen, so sah er doch mit Vergnügen, daß die Brücke nicht aufgezogen, und die Thorwache noch zugegen war. Denn wäre das Thor geschlossen gewesen, so hätte er lieber die Nacht im Walde zubringen, als irgend Jemand aus dem Schlafe stören wollen. Auf den Schall eines Horns, welches an dem Thore hieng, gieng es sogleich auf. Der Schloßhauptmann trat hervor, und bat den Ritter höflich, herein zu kommen, indem er zugleich sagte, daß heute Jedermann freyen Zutritt hätte. Albert war begierig, zu erfahren, welch' glückliches Ereigniß die Lustbarkeiten veranlaßte, die in dem Schlosse gefeyert wurden, worauf der Schloßhauptmann antwortete: „man feyert heute die Verlobung des Barons mit einem Fräulein, welches er schon seit

einiger Zeit angebetet hat, und heute Morgen wurde es ausgemacht, daß sie in drey Tagen von diesem Schlosse Besitz nehmen soll." Hierauf begehrte der Ritter mit dem Herrn Friedrich zu sprechen: man führte ihn in ein großes Zimmer, in welchem dann Friedrich bald erschien.

Albert hob das Visier seines Helms auf, und gieng ihm entgegen; und sobald Friedrich den Ritter erkannte, ließ er ihm nicht Zeit zur Anrede, sondern fiel ihm um den Hals, und umarmte ihn mit der wärmsten Zärtlichkeit.

„Ist es möglich! rief er, theuerster Freund, seh' ich Euch hier? Eure Ankunft in solch' einem Augenblicke war mein feurigster Wunsch; aber wie konnt' ich ein solches Glück hoffen?"

„Eure so freundliche Aufnahme, bester Friedrich, antwortete der Ritter, ist mir ein neuer Beweis Eurer Freundschaft, und erhöht mein Vergnügen Euch, wiederzusehen."

Ach! nicht der Freundschaft allein, versezte Friedrich, müßt Ihr meine Freude zuschreiben. Auch der Eigennutz hat Antheil daran. Zwar ist es mir jederzeit eine große Freude, Euch bey mir zu sehen; aber heute, da ein tapferer Arm, wie der Eurige, mir das Glück meines Lebens bereiten und sichern kann, heute entreißt mich Eure Ankunft der schrecklichsten Verzweiflung."

„Was für ein trauriges Ereigniß, mein theurer Freund, stürzt Euch denn in Verzweiflung? Welch' einen Dienst erwartet Ihr

von mir? Und bin ich wirklich so glücklich, Euch beystehen zu können?"

"Jezt erlaubt es die Zeit nicht, mich deutlicher zu erklären. Unter dem Gewirre der Leute, die alle Gemächer des Schlosses durchstreichen, könnten wir leichtlich gehört werden. Morgen früh aber wollen wir mit einander in den Wald gehen. Jetzt will ich Euch in den Gesellschaftssaal führen. Nach einer so beschwerlichen Reise habt Ihr einige Erfrischungen vonnöthen. Kommt! Doch laßt mitten unter den Ausschweifungen und Thorheiten der elenden Schmeichler meines Vaters, das Andenken an unsere alte Freundschaft, Euer Herz erfüllen; laßt mich Euch so wiederfinden, wie ich Euch jederzeit gekannt habe, als einen wackern Freund, auf den ich mich verlassen kann."

Diese Reden Friedrichs, und noch mehr die Verwirrung und Unruhe, die man an ihm bemerkte, beunruhigten Albert und erregten sein Erstaunen. Er erbot sich aufs neue zu allen Diensten, und nun begaben sie sich beide in den großen Saal. Friedrich stellte den Freund seinem Vater vor, den ein großer Zirkel von Gästen umringte, die an seiner Hochzeitfeyer Theil nehmen wollten. Als der Baron den Namen Albert hörte, wandte er sich schnell gegen ihn. Anstatt aber ihn auf die bei solchen Gelegenheiten schickliche Art zu bewillkommen, betrachtete er ihn nur einige Augenblicke mit vieler Aufmerksamkeit, jedoch ohne ein Wort zu sprechen.

Albert, der sich keiner solchen Aufnahme versah, war äußerst verlegen und betroffen, und Friedrich schien von der Kälte seines

Vaters gegen einen Freund, dem er so viel zu danken hatte, aufs lebhafteste beleidigt.

„Herr, sprach er zum Baron, ich hatte es Euch schon vorher gesagt, daß dies der edle Ritter ist, der sein Leben der unvermeidlichsten Gefahr aussetzte, um mich in einem Augenblicke, wo ich vom Kampfe und von Blutverlust abgemattet, mich nicht mehr vertheidigen konnte, den Händen meiner Feinde zu entreißen.“

Diese Worte erweckten den Baron aus seinem tiefen Nachdenken.

„Ich werde mich bestreben, mein Sohn, sagte er, sowohl ihm, als der ganzen Welt zu zeigen, wie werth mir das Leben ist, das ihm seine Rettung verdankt.“

Darauf versetzte er zu Albert:

„Tapferer Ritter, ich bitte Euch, mir meine unwillkührliche Zerstreuung zu Gute zu halten. Bey Eurem Eintritte war mein Geist in tausend andere Gedanken versunken, so daß Euer Name mich nicht sogleich an die unschätzbare Wohlthat erinnerte, für die ich Euch verpflichtet bin. Mit aufrichtiger Freude umarm' ich den Retter meines Sohnes, und versichere ihn der ungeheuchelteſten Hochachtung und Erkenntlichkeit, die ich schon längst für ihn hege. Seyd willkommen in meinem Schlosse! Ich schmeichle mir, Ihr werdet durch die Länge Eures Aufenthalts bey mir an den Tag legen, wie sehr Ihr von dem Vergnügen überzeugt seyd, das mir Eure Gegenwart verursacht.“

Albert gab auf dieses Compliment eine schickliche Antwort, und nach einigen andern Höflichkeitsbezeugungen, schlug ihm der Baron vor, seine Rüstung abzulegen. Anfangs weigerte sich der Ritter, aber nach vielen dringenden Bitten gab er endlich nach, und begab sich in ein besonderes Zimmer, wo er seinen Knappen fand und einen Bedienten des Schlosses, der ihm auf Befehl des Barons ein sehr prächtiges Kleid reichte, um es gegen seine Rüstung zu vertauschen.

Wie ihm Moritz das Wehrgehänge abnahm, bemerkte Albert, daß seine Hand noch zitterte.

„Wie? sprach er, hast Du Dich denn noch nicht von dem Schrecken erholt, das Dich im Walde gepeinigt hat?

Der Knappe läugnete es nicht.

„Ihr hattet also ein böses Abentheuer im Walde? fragte der Diener des Barons."

„Wir ritten nahe vor einer Höhle vorbey, antwortete Albert — — — — Niemand aber kann wohl besser von den schrecklichen Gespenstern erzählen, die er dort will gesehen haben, als Moritz selbst."

„Eine Höhle! rief der Bediente, und nahe beym Schlosse?"

„Kaum eine halbe Meile von hier, sagte der Ritter."

„Und Ihr habt nichts gesehen? fragte der Bediente."

„Und was könnt' ich denn gesehen haben? erwiederte Albert mit einiger Bestürzung?“

„Ach! sagte der Bediente, seit langer Zeit wagt sich kein Mensch mehr hin, weil sich so fürchterliche Dinge an dem Unglücksorte haben sehen lassen. Diese Höhle ist sicher der Aufenthalt höllischer Geister; manchmal hat man aus ihrer Tiefe ein erstiktes Gewimmer, oder ein Angstgeschrei hervorgehen hören; manchmal ein Getöse, wie von brausenden Strömen, oder fern rollendem Donner. Die gemeine Sage ist, daß dort eine Mordthat begangen seyn müsse, und daß die Seele des Ermordeten noch um den Ort herum spukt, wo sie von ihrem Körper ist getrennt worden.“

„Moritz! fragte Albert, gieng damals auch schon diese Rede, als Du Dich noch auf dem Schlosse aufhieltest?"

„Ich habe auch davon gehört, Herr Ritter, sagte der Knappe, der nun noch einmal so blaß wurde, als er vorher war."

„Und seit wenn haben dieses Getöse und diese Erscheinungen angefangen, die Höhle so furchtbar zu machen? fragte der Ritter."

„Man hat mir gesagt, Herr Ritter, erwiederte der Bediente, daß die erste sichtbare Wundererscheinung ein glänzendes Licht war, welches den Eingang der Höhle umgab, und das vor vier oder fünf und zwanzig Jahren, ungefähr um die Zeit, da der jetzige Herr von dem Schlosse Besitz nahm. Uebrigens

kann ich hierüber nichts mit einiger Gewißheit behaupten; denn es sind kaum drey Monate, daß ich hier bin, und alle diese vor so langer Zeit geschehenen Dinge sind mir von verschiedenen Personen hier im Schlosse auf verschiedene Art erzählt worden."

„Du aber, Moritz! fieng Albert wieder an, der Du mit dem jetzigen Herrn hierher gezogen bist, kannst Du Dich denn nicht auf die genaueren Umstände besinnen? Hast Du nicht einige sichere Nachrichten eingezogen, von demjenigen, der hier soll ermordet worden seyn? Weißt Du nicht, wer das etwa gewesen seyn könnte?"

„Doch wohl ein Reisender, den sein Weg durch diesen Wald führte, antwortete der Knappe. Uebrigens war diese Mordthat nur

so

so ein Gerede, und die Höhle war schon das Schrecken aller umliegenden Dörfer, lange zuvor, ehe der Baron das Schloß bezog.“

„Hat die Höhle einen eigenen Namen? fragte der Ritter.“

„Sie heißt die Höhle des Todes, war die Antwort des Bedienten.“

Nun hörten Alberts Fragen auf, und er sank in ein tiefes Stillschweigen. Was ihm selbst begegnet war, und das Wunder, das er mit seinen Augen angesehen, verstatteten ihm nicht, alles, was man von diesem Walde sagte, nur so obenhin anzuhören. Die Erzählung des Bedienten machte den lebhaftesten Eindruck auf sein Gemüth. Die Begierde, in die tiefsten Abgründe der Höhle einzudringen, ent-

brannte immer mehr bey ihm; doch hielt er es für klug, sein Vorhaben zu verbergen, weil er nicht wissen konnte, ob nicht irgend Jemand Ursache haben möchte, sich der schrecklichen Entdeckung zu widersetzen, welche der Endzweck dieses Abentheuers wäre.

Sobald er angekleidet war, begab er sich wieder in den großen Saal, wo der Baron und sein Sohn ihn mit neuen Merkmalen der Freude empfiengen. Es war ein prächtiges Gastmal zubereitet. Der Baron ließ Alberten die erste Stelle an seiner Seite einnehmen, und behandelte ihn als den vornehmsten seiner Gäste. Unterdessen bemerkte der Ritter, daß ihn der Baron von Zeit zu Zeit mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete, aber schnell wegsah, wenn er seinen Blicken begegnete. Friedrichs düsteres

und trauriges Wesen verrieth hinlänglich den Kummer, den er empfand; er nahm keinen Antheil an der Unterredung, und brach ja zuweilen ein flüchtiges Lächeln durch die Wolke seiner tiefen Schwermuth, so geschah es nur dann, wenn er seinen neuen Gast anblickte.

Als der Ritter seine Hand auf den Tisch legte, fiel dem Baron ein Ring, den er am Finger trug, in die Augen; er rühmte die Kostbarkeit desselben, und bat um Erlaubniß, ihn näher zu betrachten. Albert zog ihn ab, und überreichte ihn ihm. Es war ein großer Rubin, mit Brillanten eingefaßt. Der Baron untersuchte ihn aufs genaueste, und betheuerte, es sey der schönste, den er in seinem Leben gesehen hätte.

„Eigentlich, fuhr er fort, verstehe ich mich sehr gut auf Edelgesteine, und zweifle auch nicht, Herr Ritter, daß Ihr darinnen einen feinen und geübten Geschmack habt; ich schließe es aus Eurer Wahl eines so vortreffli-chen Kleinods.“

„Ich schwör' es Euch, Herr, versetzte Albert, daß ich gar nicht im Stande bin, seinen Werth zu schätzen. Was ihn in meinen Augen kostbar macht, ist nicht sein hoher Werth, worüber ich nicht urtheilen kann, sondern, daß er das Einzige ist, was mir von einem Vater übrig geblieben, dessen Verlust ich täglich betraure.“

Der Baron verbreitete sich noch weiter über den Werth des Ringes, und gab ihn endlich zurück. Das Fest dauerte die ganze

Nacht durch, und schon brach die Morgenröthe an — als die Gäste aufbrachen. Der Baron begleitete Alberten selbst in das für ihn bereitete Gemach, und verließ ihn mit den schmeichelhaftesten Höflichkeitsbezeigungen. Im Hineingehen begegnete ihm Moritz, der seinen Herrn aufwarten wollte. Der Baron erkannte ihn sehr genau, und bezeugte ihm sein Vergnügen, ihn wieder in seinem Schlosse zu sehen.

„Es hat mir leid gethan, setzte er hinzu, daß Du in meines Sohnes Diensten zum Mißvergnügen hast Anlaß genommen; und ob Du gleich von ihm gegangen bist, so kannst Du doch stets auf mein Wohlwollen und meinen Schutz Rechnung machen.“

Der Knappe dankte, und der Baron sagte, da er gern weitläuftiger mit ihm sprechen wollte, daß er morgen früh, sobald er aufgestanden seyn würde, zu ihm in sein Zimmer kommen möchte.

Moritz gieng hierauf zu seinem Herrn, der ihn bald wieder fortschickte und sich niederlegte; aber er brachte lange zu, ehe er ein Auge zuthun konnte. Friedrichs geheimnißvolle Reden, und die Melancholie, in die er versunken zu seyn schien, erregten bey dem Ritter die lebhafteste Unruhe über die Natur des Geheimnisses, das er ihm entdecken wollte. Noch weit größer aber war seine Ungeduld, der Höhle nachzuspüren, von der man ihm so seltsame Dinge erzählt hatte. Er verlor sich in eitle Muthmaßungen über die Ursachen des Getöses, das man

dort gehört, und die außerordentlichen Dinge, die man gesehen haben wollte, und es war ihm leicht, sich zu überreden, daß diese Höhle der Schauplatz irgend einer abscheulichen Mordthat gewesen seyn müsse. Wäre er indessen nicht Augenzeuge eines Ereignisses gewesen, das ihm selbst wunderbar zu seyn schien, so würde er alle diese Erzählungen für Volksmährchen gehalten haben, die in nichts ihren Grund hätten, als in der Einbildung einiger leichtgläubigen und abergläubischen Bauern.

Endlich kamen seine Gedanken, die sich selten so lange von dem Gegenstande seiner angenehmsten Empfindungen verlohren, wieder auf ihre gewöhnlichen Betrachtungen zurück. — Das Vergnügen, dem Wohnorte seiner Constantia so nahe zu seyn, bemäch-

tigte sich seines Herzens, und entfernte jede andre Idee. Schon hatte seine Fantasie sich erschöpft, alle süßen Einzelnheiten einer so rührenden Zusammenkunft auszumalen; und doch hörte er nicht auf, sie seiner Einbildungskraft immer wieder vorzuhalten, bis er endlich von langem Wachen und von Müdigkeit überwältigt, dem Schlafe in die Arme sank. Seine Träume aber waren sehr von den lachenden Vorstellungen verschieden, mit denen er eingeschlafen war; sie waren traurig, geheimnißvoll und fürchterlich. Es war ihm, als säß' er noch an der Tafel des Barons, die bezauberndste Musik tönte noch in seinem Ohr; allen Gästen blickte Freude aus den Augen, und der Schein unzählbarer Fackeln machte die Nacht zum hellsten Tage. Auf einmal verdunckelte dieses helle Licht ein dichter Schatten, der bald über die ganze

Tafel, und bald über die Mitte derselben hinschwebte. Albert und die Gäste erhuben ihre Augen, und erblickten ein häßliches Gespenst von riesenhafter Gestalt, welches mit langsamen Zuge in der Luft über ihren Häuptern flog. Alle Herzen erstarrten bey diesem schrecklichen Augenblicke, und wie die Gäste mit bestürzten Blicken hinsahen, ließ eine Stimme, wie aus dem Grabe, die Worte hören:

„Die entscheidende Stunde ist da; die Rächer schicken sich an, den Verbrecher zu strafen.“

Bey diesen Worten bebte das ganze Schloß von Grund aus. Das Gespenst schlug mit seinen Flügeln, und im Augenblicke stieg ein dicker Nebel auf, und verhüllte den

ganzen Saal. Albert konnte nichts mehr unterscheiden, aber dreymal brach ein schrecklicher Schrey mitten aus der dicken Finsterniß hervor. Plötzlich erhellte ein blitzendes Licht aus Osten die Stelle, wo der Ritter war. Er sah auf, und wurde ein Gewölk gewahr, demjenigen ähnlich, das ihn im Walde zu der Höhle des Todes geführt hatte. Jetzt bemerkte er mitten im Saale einen Ritter in glänzender Rüstung, und auf der Brust das Zeichen des Kreutzes. Der Glanz um ihn zerstreute den Nebel, und nun sah Albert, daß von den Tafelgästen allen, nur er allein noch übrig war. Auch das schreckliche Gespenst war verschwunden vor dieser minder furchtbaren Erscheinung, die, indem sie sich von der Wolke herunterließ, und den Ritter mit Augen voll himmlischer Güte anblickte, die Arme ausbreitete, ihn zu um-

fangen. Albert, von einer noch nie gefühlten Regung durchdrungen, eilt' ihm entgegen; doch kaum hat er die Gestalt berührt, als sie mit ihrer glänzenden Rüstung verschwindet, und der Ritter sieht, daß er nur ein Skelett an seine Brust gedrükt habe. Er schaudert, seine Arme sinken, er bebt vor Schrecken zurück. Das Gespenst blieb zwar stehen, schwang aber in der Luft ein blutiges Schwerdt, das es anfangs nicht hatte sehen lassen, und ließ mit schwacher ächzender Stimme die Worte hören: Empfange aus dieser kalten Hand das Schwerdt, das meinen Tod rächen, und dich wieder in deine Rechte einsetzen soll — und so verschwand es.

Albert erwachte mit Furcht und Entsetzen. Ein kalter Schweiß bedeckte seine Glieder,

und er wagte nicht sogleich die Augen aufzuschlagen, aus Furcht, etwas Schreckliches zu erblicken; und die Furcht, die jezt zum erstenmal Eingang in sein Gemüth gefunden hatte, war vielleicht für ihn die peinlichste Marter, weil es sein erstes Gefühl in der Art war. — Nach und nach aber überzeugte er sich, daß alles dieß nichts als ein Traum gewesen war; doch konnte er mit aller angewandten Mühe diese Schreckbilder nicht gänzlich von sich entfernen, und der Eindruck davon blieb in seiner Seele. Sein gehabter Traum schien ihm von wichtiger und geheimnißvoller Bedeutung zu seyn, und er konnte nicht glauben, daß eine leere Täuschung, von einer erhitzten Fantasie erzeugt, seine Seele in eine so heftige Bewegung sollte versetzt haben.

Es war schon hoch am Tage. Albert stand auf, legte sich ins Fenster, und über-

ließ sich seinen Gedanken. Die Worte, die jene Erscheinung, welche sich so plötzlich in eine Schreckensgestalt verwandelt hatte, vorbrachte, tönten noch in seinem Ohr, und er war innigst davon überzeugt, daß sich bald etwas ereignen, und ihm den Sinn dieses Orakels enthüllen würde. Doch konnt' er mit dem schärfsten Nachdenken nicht herausbringen, wer derjenige seyn möchte, den zu rächen das Gespenst ihn aufforderte, und manchmal fiel es ihm ein, ob es nicht derjenige wäre, welcher, der gemeinen Sage nach, in der Höhle des Todes sey ermordet worden.

Noch war er in diese Gedanken vertieft, als ihn der Baron zum Frühstück in sein Zimmer einladen ließ. Er gieng hin, und fand den Baron allein, der ihn mit ausgezeichneter Achtung empfieng, und ihn mit den

schmeichelhaftesten Lobeserhebungen überhäufte. Er erhob seinen Charakter, und besonders seine Heldenthaten. Aber alle diese Schmeicheleyen verursachten dem Ritter mehr Verlegenheit als Vergnügen, weil seiner außerordentlichen Bescheidenheit, auch die wohlverdientesten Lobsprüche peinlich waren. Er ergriff daher die erste Gelegenheit, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und schickte sich an, auf verschiedene Fragen zu antworten, die der Baron über die Länder an ihn that, welche er durchreiset hatte; endlich schloß der Baron mit der Erkundigung nach seinem Vaterlande.

„Ich bin in der Stadt Prag geboren, antwortete der Ritter.“

„So war Euer Vater aus Böhmen? fragte der Baron.“

„Es wird Euch seltsam vorkommen, erwiederte Albert, wenn ich Euch sage, daß ich das Geburtsland meines Vaters nicht mit völliger Gewißheit anzugeben weiß. Meine Mutter, Isabelle von Glatzdorf, war aus einer der reichsten Familien in Böhmen; ich aber habe meine Aeltern zu früh verlohren, als daß ich mich ihrer noch sollte erinnern können. Ihre unglücklichen Schicksale, und der Antheil, den ich selbst daran habe, sind mir nur durch die Erzählungen dererjenigen bekannt geworden, denen ich meine Erziehung zu verdanken habe.“

„Ihr reitzet meine Neugier, sagte der Baron. — Darf ich fragen, was das für Unglücksfälle sind, die Euch selbst, so jung schon, mit betroffen haben?“

„Ich kann Euch davon keine umständliche Erzählung machen, versetzte der Ritter. Mein Oheim nahm als Jüngling das Kreuz, und trat in die Dienste Balduins des Zweyten, Königs von Jerusalem, der damals von allen seinen Feinden heftig bedrängt wurde. — Dieser Fürst hatte das Unglück, von dem türkischen Emir Balak, in einer Schlacht gefangen zu werden. Die gemeine Sage war, daß mein Oheim umgekommen wäre. Aber das Verhängniß bestimmte ihn zu weit grausameren Leiden. — Lebendig fiel er in der Ungläubigen Hände, die ihn eilf Jahre lang in harter Gefangenschaft hielten. Endlich fand er Mittel zur Flucht: allein bey seiner Rückkunft nach Prag, in dem Augenblicke, da er sich schmeichelte, nun all' sein Unglück im Schooße der Seinigen vergessen zu können, fand er sich grausam in seiner Erwartung

betro-

betrogen. Vater und Mutter waren gestorben, auch sein ältester Bruder; und der Jüngste, in der festen Voraussetzung, daß mein Vater nicht mehr am Leben sey, hatte in seinem Testamente weitläuftige Anverwandte zu Erben aller seiner Güter eingesetzt, ohne ihm, auf den Fall, daß er wohl einst wiederkommen könnte, auch nur das Geringste vorzubehalten.

„Seine Schwester war von der ganzen Familie die Einzige, die noch lebte; aber er brachte einige Tage damit zu, den elenden Winkel ausfindig zu machen, wo sie eingesperrt war; und da es endlich seinen Nachforschungen gelungen war, welch' ein Leiden war nicht für sein edles Herz der Anblick einer Schwester, die ihrer Vernunft verlustig, dem Erbarmen und der Wohl=

thätigkeit fremder Leute überlassen war! Von ihnen hörte er, daß diese Elende, nach der Aeltern Tode, unter der Herrschaft ihres Bruders geblieben sey, und dessen Ungnade sich zugezogen habe, durch ihre Heirath mit Rudolph von Fahrenbach, einem jungen Fremdlinge, von dem sie weiter nichts zu sagen wußten, als daß er in einem Zweykampfe mit einem böhmischen Edelmanne, seinem Nebenbuhler, sich sehr vortheilhaft ausgezeichnet hätte."

„Bald nach seiner Vermählung nahm er auch das Kreutz an, und zog wider die Ungläubigen zu Felde, um ein Gelübde zu erfüllen, dazu er sich verbunden hatte, ehe er noch ans Heyrathen dachte. — Zwey Jahre nach seiner Abreise verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode. Seine Gemahlin

konnte der Heftigkeit ihres Schmerzes nicht widerstehen; sie fiel in ein hitziges Fieber mit Raserey, und war in wenig Tagen in der äußersten Gefahr. Zwar entgieng sie dem Tode; aber den Gebrauch ihrer Vernunft konnte sie nie wieder erlangen. Sie befand sich seit einigen Monaten in diesem kläglichen Zustande, als ihr Bruder sie besuchte. Er nahm sogleich meine Mutter und mich, der ich erst nach der Abreise meines Vaters geboren ward, in sein Haus. Er ließ die geschicktesten Aerzte holen, und wandte alles an, seine unglückliche Schwester von ihrem traurigen Zustande zu heilen; alles aber war vergebens. Die tiefe Schwermuth, in welche ihre ganze Seele versunken war, stürzte sie ins Grab. Ungefähr ein Jahr nach der Rückkunft ihres Bruders, starb sie, als ein unglückliches Opfer der Liebe und der Verzweiflung."

„Seit diesem Augenblicke schien mein Oheim alle Zärtlichkeit, die er für seine Schwester gehabt hatte, mir zuzuwenden. Er that alles Mögliche, um einige Nachrichten von den Verwandten meines Vaters einzuziehen, in der Absicht, mich ihrer Gunst und Vorsorge zu empfehlen; aber er konnte niemals entdecken, in welchem Theile von Deutschland sie ansäßig wären. Meine Mutter hatte in einem Anfalle von Naserey alle Briefe verbrannt, die sie von meinem Vater erhalten hatte, und also die einzigen Denkmale zerstört, die über seine Person einiges Licht geben konnten. Sie hatte nichts als den Ring aufbehalten, den Ihr vorige Nacht so aufmerksam betrachtet habt; er war das erste Geschenk, das sie von ihm erhalten hatte; und sie hatte ihn

bis ans Ende ihres Lebens unabläßig am Finger getragen."

"Wenn es nun gleich meinem Oheim nicht gelang, etwas von meinen väterlichen Anverwandten in Erfahrung zu bringen, so ersetzte mir doch seine Güte den Verlust derselben. Er hatte nur ein mäßiges Einkommen, aber er ersparte an seiner eignen Person die Kosten meiner Erziehung; und, so wie ich alt genug war, die Waffen zu tragen, wurde er selbst mein Führer auf der Bahn des Ruhms. Da ich nun so unglücklich war, meinen natürlichen Vater nicht zu kennen, so hab' ich stets für diesen großmüthigen Oheim die Gefühle eines Sohnes gehegt. Ach! daß ihn mir der Tod schon vor einigen Jahren entreißen mußte! Liebe und Ehrfurcht

aber haben meinem Herzen sein Bild unauslöschlich eingedrückt, und die Dankbarkeit wird seine Wohlthaten meinem Gedächtnisse unvergeßlich machen."

Der Baron hörte diese Erzählung mit großer Aufmerksamkeit an, und der öfters wechselnde Ausdruck auf seinem Gesichte schien die Theilnahme zu bezeugen, die er an dem traurigen Schicksale der armen Isabelle nahm. Der Ritter nahm es wahr und wußte ihm Dank für sein Mitgefühl. Sie unterhielten sich noch einige Zeit mit einander; aber Albert erinnerte sich, daß Friedrich Verlangen getragen hatte, besonders mit ihm zu sprechen, und dachte, daß es nun Zeit sey, ihn aufzusuchen. Er beurlaubte sich also bey dem Baron, und

die schmeichelhaftesten Höflichkeiten begleiteten ihn bey seinem Abschiede.

Als er hinweg gieng und durch eine lange Gallerie kam, traf er den jungen Friedrich an, der hier mit großen Schritten auf und ab gieng.

„Was für ein interessantes Gespräch war es denn, fragte dieser ungestüme junge Mann, das Euch so lange bey meinem Vater aufhielt? Ich warte schon fast eine Stunde hier.“

„In der Hoffnung, daß Ihr mich dort abholen würdet, antwortete Albert, bin ich länger bey ihm geblieben; da Ihr aber nicht kamet, glaubte ich, Ihr hättet Abhaltungen. Nun wollt' ich Euch aufsuchen. Das

hätt' ich nicht gedacht, daß Ihr schon hier auf mich wartetet."

"Es wäre mir unmöglich gewesen, mich vor meinem Vater sehen zu lassen. Mein Gemüth ist zu heftig erschüttert, als daß ich an mich halten könnte. Dieser Ort aber schickt sich nicht zu einer geheimen Unterredung. Wir müssen einen andern suchen, wo wir ohne Gefahr, behorcht zu werden, mit einander reden können."

Hier ergriff er Alberten beym Arme, und führte ihn aus der Gallerie.

Sie fanden das Schloßthor offen, und giengen in den Wald. Beide beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Jetzt waren sie an einer Stelle angelangt, von der aus man

das Schloß nicht mehr sehen konnte. Friedrich ließ Alberts Arm loß, und sah ihm starr ins Gesicht.

„Kann ich Euch noch meinen Freund nennen?“ fragte er ihn.

„Könnt Ihr zweifeln? versetzte Albert; und könnt Ihr mir den Schimpf anthun, zu glauben, daß mein Betragen gegen einen Freund, dem ich stets so viel Ergebenheit gezeigt habe, zu einer solchen Frage Anlaß geben könne? Nein! niemals werde ich die Beweise des Wohlwollens vergessen, mit denen Ihr mich überhäuft habt, und ich glaube im Stande zu seyn, mich wegen der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen noch auf andere Proben als bloße Worte zu berufen.“

„Das ist wahr, mein lieber Albert, rief Friedrich aus, ich hab' es nicht vergessen, daß ich Eurer Freundschaft mein Leben zu danken habe, unterdessen die Meinige für Euch, noch nicht Gelegenheit gefunden hat, sich anders als in leeren Betheurungen an den Tag zu legen. Es ist wahr, künftig könnte ich wohl eher im Stande seyn, Euch wesentlichere Beweise meiner Dankbarkeit zu geben. Vorher aber muß ich doch noch einmal zu Eurer Tapferkeit, der ich schon so viel schuldig bin, meine Zuflucht nehmen; und wenn Ihr Euch weigern solltet, mir den Dienst zu leisten, um den ich Euch bitte, so wär' es besser für mich gewesen, Ihr hättet Euren Arm nie zu meiner Vertheidigung bewaffnet; denn was ist Leben ohne Glückseligkeit?“

„Und was ist denn das für ein Unglück, mein lieber Friedrich, fragte Albert lebhaft, das die Heiterkeit Eurer Tage trübt? Eure irrenden Blicke, einige Ausdrücke, die Euch entfielen — alles läßt mich das traurigste Mißgeschick befürchten.“

„Ja, sagte Friedrich, wenn Ihr mich verlasset, so bin ich der unglücklichste Mensch; so sehe ich die Geliebte, die ich anbete, in den Armen eines Andern.“

„Wie? rief Albert, so habt auch Ihr, mein lieber Friedrich, die Macht der Liebe empfunden? Wer ist denn Eure reizende Geliebte? und wie kann ich sie Euch erhalten?“

„Ehe ich mich weiter herauslasse, sagte der Jüngling, müsset Ihr Euch durch einen

feyerlichen Eid verpflichten, mein Vorhaben zu unterstützen."

„Es ist unnöthig, mich durch Betheurungen zu verbinden; denn ich bin ohne diese leere Formalität bereit, in dieser und jeder andern Gelegenheit, zu thun, was Freundschaft und Ehre fordern.

„Friedrich bestund zwar mit außerordentlicher Hitze und Hartnäckigkeit auf dieser Bedingung; aber Albert war nicht zu bewegen. Seine Verbindung mit dem Jünglinge war nicht auf Gleichheit der Gemüther und Gesinnungen gegründet. Sie hatten im Kriege zusammen gedient, und es war nur diese zufällige Bekanntschaft, die den Namen der Freundschaft bekommen hatte. Da Albert Fridrichen aus der öfters erwähnten Lebens-

gefahr errettet hatte, betrachtete dieser seinen Retter als den Tapfersten von allen Menschen, suchte seinen Umgang begierig auf, und ließ bey allen Gelegenheiten für ihn die größte Hochachtung blicken. Dies Zuvorkommen, und die sich immer gleichen Höflichkeiten Friedrichs, machten zwar auf Alberts gefühlvolles Herz einen lebhaften Eindruck; doch war er viel zu vorsichtig, als daß er sich blindlings und ohne Prüfung in die Plane eines Jünglings hätte verwickeln sollen, dessen ungestüme Hitze er kannte, und der, ohne seinen klügern Rath, sich schon oft durch seine Leidenschaften zu den größten Unbesonnenheiten hätte hinreißen lassen.

Als Friedrich sah, daß sein Freund entschlossen war, sich durch keinen Schwur zu binden, bestund er nicht länger darauf, son=

dern als einen neuen Beweis des Zutrauens, den er in seine Freundschaft setzte, fieng er an, ihm die Umstände zu entdecken, die ihn nöthigten, seine Hülfe zu suchen.

„Ihr erinnert Euch wohl noch, daß, als mein Vater mir befahl, die Armee zu verlassen, und zu ihm zu kommen, es auf eine Art geschah, die mich überredete, er müsse hierzu die allerdringendsten Ursachen haben. Ich reisete demnach, so geschwind als möglich ab, und eilte hierher zu kommen. Bey meiner Ankunft erfuhr ich die Heirath, die mein Vater zu schließen willens war. Er selbst eilte, mir sein Vorhaben zu entdecken, damit ich nicht, wenn ich die Nachricht durch Andre erhielte, denken könnte, daß mein Interesse dabey leiden, und ich auf Mittel sinnen möchte, ihm Hindernisse in den Weg zu legen.

Ich wunderte mich um so weniger über diesen seinen Entschluß, weil ich wußte, daß nach dem Tode seines andern Sohnes, er mit Schmerz den letzten seines Geschlechts in mir gesehen hatte; und, er mag nun durch irgend eine Prophezeihung beunruhigt, oder durch einen Traum geschreckt worden seyn, ich habe ihn immer sagen hören, er glaube, daß seine Familie von einem großen Unglücke bedrohet wäre, so lange er nur noch einen einzigen männlichen Erben hätte. Umständlich hat er sich niemals gegen mich über diesen Punkt erklären wollen, und ich weiß nicht, worauf eigentlich seine Unruhe gegründet war. Alles was ich weiß, ist, daß er oft in mich drang, mich zu vermählen, mit einem Eifer, der mir sehr lästig wurde, und daß er äußerst mißvergnügt schien über meinen Widerwillen, mich in dergleichen Verbindung einzulassen.

Wie er mir nun zu erkennen gab, daß er mich seiner erwählten Braut vorzustellen wünschte, und sich zu mir versähe, daß ich ihr das Opfer kindlicher Liebe und Ehrerbietung darbringen würde, begleitete ich ihn nach ihrer Wohnung, sehr zufrieden, daß es ihm gefallen hatte, ihr lieber seine Hand anzubieten, als mich zu nöthigen, ihr die meinige zu reichen. Aber, wie soll ich Euch, edler Ritter, die plötzliche Veränderung begreiflich machen, welche der Anblick dieser unvergleichlichen Schönheit in meinem Herzen hervorbrachte! Dies bis jezt ganz unempfindliche Herz, erfuhr in Einem Augenblicke die unwiderstehbare Gewalt ihrer Reize.

„Mir war diese Vermählung so sehr gleichgültig gewesen, daß ich auch nicht Eine Frage nach der Braut gethan hatte. Es

war

war mir nicht einmal eingefallen, mich zu erkundigen, ob sie schön wäre. Urtheilet selbst, mein theurer Freund, wenn jemals Eure Seele, die zärtlicher ist, als die Meinige, den Einfluß der Schönheit empfand — urtheilet selbst, wie mir zu Muthe werden mußte, da ich in der Person, die ich als meine Stiefmutter verehren sollte, das schönste, das liebenswürdigste Geschöpf erblickte, das es auf dem Erdboden geben kann. Ich hatte mir die Gattin meines Vaters in einem dem seinigen angemessenen Alter vorgestellt; aber noch glänzte auf ihrem Gesichte die Blüthe der frischesten Jugend — — ihre Züge — — ihre Augen — — Ach Ritter! vergebens würd' ich mich bemühen, sie Euch zu schildern! Wenn Ihr nicht meine Erwartung täuschet, werdet Ihr sie in Kurzem sehen; und glaubet mir — ohne den Werth Eurer

Dienste herabzusetzen — der Anblick einer so seltenen Schönheit, wäre allein schon eine würdige Belohnung für Eure edelmüthigsten Thaten."

—

„Als ich ihr vorgestellt wurde, war sie mit allem dem geschmückt, was die Kunst erfinden kann, um die natürlichen Reize mit neuem Glanze zu erhöhen. Man hatte ihr anbefohlen, mich als den Sohn desjenigen zu betrachten, dem ihre Hand bestimmt sey; aber sie gerieth in Verwirrung bey meinem Anblicke; ihre zuvor ziemlich blassen Wangen überflog eine plötzliche Röthe. Als sie mir erlaubte, ihre Hand zu fassen, drückt' ich in verliebtem Taumel meine Lippen darauf, mit einem Feuer, das mich durchaus vergessen ließ, unter welchem Namen es mir vergönnt war, ihr aufzuwarten. Diese Handlung ver-

mehrte unbeschreiblich ihre Unruhe: schnell zog sie ihre Hand zurück; Thränen traten ihr in die Augen, und sie verschwand."

„Es ist gewiß keine schmeichelhafte Täuschung, wenn ich diese Merkmale des Kummers für eine Wirkung meiner Gegenwart erkläre. Ohne Zweifel bedauerte sie, daß sie nicht mir, sondern meinem Vater, ihre Hand geben sollte; und aus Furcht, es möchte diese Regung von denen bemerkt werden, die sie ihr zum Verbrechen machen würden, riß sie sich schleunigst aus einer Lage, die, wenn ich nach meinen eigenen Gefühlen urtheilen soll, sie unmöglich länger aushalten konnte. Es war höchstwahrscheinlich mein Glück, daß ihre Bescheidenheit, oder vielleicht ihre Schüchternheit die meinige übertraf; sonst hätt' ich in der Art von Entzückung, in die mich der

erste Anblick ihrer Schönheit dahinriß, mich ganz gewiß vor ihres und meines Vaters Augen verrathen. Kaum hatt' ich mich wieder gefaßt, so sah ich auch ein, daß es mir die stärksten Gründe zur Pflicht machten, meine neue Leidenschaft aufs sorgfältigste zu verbergen."

„Unterdessen wurden beide Väter doch mehr durch ihre eigene thörichte Einbildung, als durch meine Verstellungskunst gehindert, das Geheimniß meines Herzens zu entdecken. Ich habe alle mögliche Ursachen zu glauben, daß dieselben gänzlich ihrer Scharfsichtigkeit entgangen sind. Die tiefste Schwermuth, in die mich mein Vater versunken sah, konnte ihn freylich auf die Quelle derselben führen; er schrieb sie aber der Besorgniß zu, daß mein Interesse bey seiner neuen Verbindung

leiden möchte, und ich gestehe, daß ich auch in dieser Rücksicht nicht frey von aller Unruhe war. Gesetzt auch mein Vater hätte für mich die besten Gesinnungen, wär' es denn nicht sehr wahrscheinlich, daß, wenn er noch mehr Kinder bekäme, eine so schöne und junge Frau genug Gewalt über ihn haben würde, ihn zu Einrichtungen zu vermögen, welche das Glück, zu dessen Erwartung ich seit langer Zeit berechtiget war, beträchtlich stören und verringern könnten?

„Doch alle solche Betrachtungen sind zu unbedeutend, um jetzt meine Aufmerksamkeit zu erregen. Reichthümer, Ehrenstellen, — sie sind Nichts, gegen die Seligkeit, eine so vollkommene Schönheit zu besitzen. Für diesen Preis entsage ich ihnen mit Freuden. Wenn ich bedenke, daß sie einen Andern zu

Theil werden soll; wenn ich sie einem Greise aufgeopfert sehe, dem sein graues Haar schon verwehren sollte, nach der Hand eines so jungen reitzenden Weibes zu streben: so gerathe ich in Wuth; meine Seele überläßt sich dem Grimme und der Verzweifelung, wenn Ihr Euch nicht meiner erbarmet. Ach Ritter! Könnt Ihr noch anstehen? Könnt Ihr mir Eure Hülfe versagen?"

„Ich bin aufrichtig von Eurer Lage gerührt, mein lieber Friedrich, antwortete Albert, und was mich vornämlich betrübt, ist, daß Ihr Euer Herz einer Leidenschaft überlassen habt, deren Befriedigung so viele Hinderniße entgegen stehen."

„Es ist keins, versetzte Friedrich lebhaft, das ich nicht durch Euren Beystand besiegen könnte."

„Wollet Ihr Eure Geliebte entführen, und begehret Ihr dazu meine Hülfe? fragte Albert. Lasset mich einen Augenblick über die Umstände eines solchen Unternehmens nachsinnen.“

„Es ist alles überdacht, unterbrach ihn Friedrich, und ich weiß, daß es nur Ein Mittel giebt, meine Liebe zu befriedigen, ohne mein Glück zu zerstören. — Ihr ehrsüchtiger Vater hat sie dem Baron von Dornheim versprochen. Wenn es mir auch gelänge, seine Wachsamkeit zu hintergehen, und sie aus seinem Schlosse zu entführen, so würd' ich doch gewiß von dem erzürnten Vater enterbt werden — Der Titel eines Baron von Dornheim müßte mir gehören, seine Güter müßten die meinigen seyn — Ach Albert! Könnt Ihr Euch meinen Freund nennen,

und noch fragen, was für einen Dienst ich von Euch fordere?"

„Albert schauderte und betrachtete den wüthenden Jüngling mit Blicken voll Erstaunen und Abscheu, gleichsam als wollt' er in seinen Zügen die Bestätigung der fürchterlichen Reden suchen, die er mit Entsetzen angehört hatte."

„Ich will selbst der Baron von Dornheim seyn, setzte Friedrich nach einem kurzen Stillschweigen hinzu. Versteht Ihr mich?"

„Kaum wag' ich das zu denken, was ich höre, erwiederte der Ritter, und wandte sich mit Abscheu und Verachtung von ihm weg."

„Albert! Habt Ihr niemals geliebt? fieng Friedrich wieder an. Habt Ihr niemals erfahren, daß, sobald ein Mann unser Nebenbuhler wird, alle Empfindungen, die wir bis dahin für ihn hegten, in unserer Seele ersterben? Ihr habt mich, ich merke es, verstanden, Ihr wißt, daß ich einen Nebenbuhler aus dem Wege räumen will. Nur die Vorstellung von den geheiligten Banden, die mich an ihn knüpfen, erfüllt Eure Einbildungskraft mit Entsetzen. — Aber er ist nicht Euer Vater. — Ich werde keine strafbare Hand an ihn legen — aber Ihr — Ihr, der Ihr mein Freund seyd! Ihr, der Ihr ihm nichts angeht, den weder Verwandschaft noch Dankbarkeit an ihn knüpft. Wenn Ihr bedenken wolltet, das, um mir das Glück des ganzen Lebens zu sichern, es nichts weiter bedarf, als auf einige Zeit jenen entscheidenden Augen-

blick zu beschleunigen, der, bey seinen Jahren, ohnehin nicht mehr entfernt seyn kann." — — —

„Herr! was habt Ihr in meinem Charakter gefunden, das Euch berechtigen konnte, mich also zu beschimpfen, sagte Albert mit einem strengen Blicke; bin ich ein Mörder?"

Was! theuerster Freund, rief Friedrich aus, wie könnet Ihr mir zutrauen, daß ich Euch beschimpfen wolle? Ich kenne Euer außerordentlich zartes Ehrgefühl, und denkt Ihr denn, daß ich mich Eurer Tapferkeit in einer Unternehmung, die Eurer unwürdig wäre, bedienen würde? Wenn es möglich wäre, den Baron zu überfallen, so würd' ich Euch nie um Euren Arm gebeten haben; denn unter

meinem Gefolge hätt' ich leicht einen Willfährigen zu meinem Vorhaben gefunden. Aber das ist unmöglich: der Baron ist niemals allein. Ich weiß durchaus nichts von dem Bewegungsgrunde zu dieser Vorsichtigkeit. Ich habe nie von einem Feinde gehört, dessen Angriff er zu befürchten hätte; und doch ist sein Betragen so, daß ich es argwohnen muß. Am Tage ist immer Einer seiner Offiziere um ihn; und Nachts schlafen ein Priester und zwey Domestiken in seinem Zimmer. Aus diesen Umständen sehet Ihr, daß er gegen jeden Ueberfall gesichert ist; und wenn er Zeit hat sich zu wehren, so kann nur Eure Tapferkeit seinen Widerstand besiegen. Ihr könnet wohl gehört haben, daß er in seiner Jugend einer der berühmtesten deutschen Krieger war; und das Alter hat seinen Arm noch nicht entnervt. Ihr würdet einen zu schwachen Feind

nicht würdigen, Euch mit ihm zu messen, das weiß ich: aber seyd versichert, mein Freund" — — —

„Nicht mehr diesen Namen! erwiederte Albert; ich entsage der Freundschaft eines Vatermörders."

Dies beleidigte Friedrichen aufs empfindlichste. Da er sich aber gewissermaßen in Alberts Gewalt befand, durfte er seinen Zorn nicht merken lassen, sondern suchte ihn durch neue Bitten zu seinem Vorhaben zu bewegen.

„Wäre meine Liebe nicht so gränzenlos, fuhr er fort, so würden meine Maasregeln nicht so verzweifelt seyn; aber unter der Tirannev der heftigsten Leidenschaft, ergreife ich das ein-

zige Mittel, das vorhanden ist, um ein Glück zu erlangen, welches in wenig Tagen mir auf ewig unerreichbar seyn dürfte. Liebte ich nur eine gewöhnliche Schönheit, so wäre mir es vielleicht möglich, ihr zu entsagen; aber derjenige, der einmal Constantien angebetet hat." — —

„Constantien! rief Albert in äußerster Bewegung; wie? Constantien?"

„Ja, Constantia von Herzwald heißt meines Vaters Braut, antwortete Friedrich. Wenn Ihr aus Erbarmen für sie und Euren Freund, diese junge Schöne nicht einem so grausamen Opfer entreißet, und sie einem Liebhaber zuführet, der ihres Besitzes würdiger ist." — —

„Und erwiedert Constantia Eure Liebe? fragte Albert, mit schwacher bebender Stimme.“

„Ich kann nicht daran zweifeln, versetzte Friedrich. Zwar hab' ich nie aus ihrem Munde die süße Zusage vernommen, weil ich sie nie anders als in Beyseyn ihres Vaters habe sprechen können; wenn ich aber einer ihrer Kammerfrauen, die meine einzige Vertraute ist, glauben darf, so hat sie einen außerordentlichen Widerwillen gegen die beschlossene Vermählung, und mancherley Umstände beweisen es klar, daß ihr Herz einer geheimen Liebe Nahrung giebt. Eine Zeitlang wagte ich es nicht, mir zu schmeicheln, daß ich der glückliche Gegenstand ihrer Zärtlichkeit sey; aber der letzte Besuch, den ich auf dem Schlosse ihres Vaters ablegte, hat alle meine Besorgnisse niedergeschlagen. Ihre Blicke,

ihr Anstand, alles verrieth ihren Herzenszustand. Man hätte glauben sollen, es sey ihr unmöglich, die Augen von mir abzuwenden; und wenn Jemand die Aufmerksamkeit zu bemerken schien, mit der sie mich ansah, so gerieth sie in Verlegenheit, erröthete, und dann entwischte ihr oft ein Blick, der die zärtlichen Gefühle ihres Herzens noch viel lebhafter ausdrükte."

Während Friedrich also redete, hatte Albert mit tausend Leidenschaften zu kämpfen. Zweymal griff er an sein Schwerdt. Zweymal zog er die Hand wieder zurück. Denn ungeachtet seiner eifersüchtigen Wuth, leuchtete ihm doch soviel ein, daß es sein Gastfreund sey, gegen den er es ziehen wollte; er erinnerte sich, daß er bewaffnet, sein Nebenbuhler aber

wehrlos sey, und das hemmte den Ausbruch seiner Wuth.

„Friedrich, sagt' er zu ihm, wir können einander wieder treffen. Wenn das geschieht, so erinnert Euch, daß wir nicht mehr Freunde sind.“

Mit diesen Worten verließ er ihn aufs schleunigste, und verschwand in den Wald, wo dieser am dicksten war.

Friedrich war äußerst bestürzt über dieses Betragen, wovon er die wahre Ursache nicht argwöhnen konnte. Es war ihm unbekannt, daß der Ritter Constantien nur jemals gesehen hatte. Er blieb einige Augenblicke ganz starr vor Erstaunen; er hätte ihn gern zurückgerufen, aber Albert gieng geschwind, und

war schon weit weg. Von Zorn entbrannt, machte er sich selbst den Vorwurf, daß er ihm nicht gefolgt war, ihm nicht die Deutung seiner Worte, und der drohenden Miene, mit der er sie vorgebracht, abgefordert hatte; aber der Ritter hatte sich in den Wald verloren, und Friedrich suchte ihn umsonst.

Albert gieng eine Zeitlang, ohne zu wissen, wohin? Er hatte geglaubt, ohne Hoffnung zu lieben; da er aber hörte, daß Constantie einen Andern liebte, fühlt' er wohl, daß er sich mit dem Besitze ihres Herzens geschmeichelt hatte. Wie er sehr weit weg von der Stelle war, wo er mit Friedrich gesprochen hatte, warf er sich nachläßig ins Gras, und überließ sich den verzweifelten Gedanken, welche sein Nebenbuhler durch seine unglückliche Vertraulichkeit in ihm erregt hatte.

„Friedrich wird also von Constantien geliebt! sagte er zu sich selbst. Diese schüchterne, bescheidene Schöne, welche die Augen niederschlug, wenn ich ein Auge auf sie heftete, hat ihm also die zärtlichsten Blicke zugeworfen! Leichtsinnige, treulose Constantie! — — — Doch was kann ich ihr Schuld geben? — — — Hab' ich ein Recht auf ihre Zärtlichkeit? — — — Hat sie mir Hoffnung gemacht? und kann ich von ihr die Erwiederung einer Liebe erwarten, die ich ihr niemals gestanden habe? — Ach! warum bin ich abgereist, ohne ihr dies Geständniß abzulegen! Wie konnte sie sich eine Vorstellung von der Stärke meiner Leidenschaft machen, wenn ich selbst in ihrer Gegenwart sie beherrschte, und gänzlich zum Stillschweigen brachte? Und seit unserer Trennung ist so manches Jahr verstrichen! Vielleicht hat sie in der langen Zeit

nicht Einmal meinen Namen nennen hören, und wenn sie sich auch meiner erinnert, so denkt sie doch wohl, daß ihre Reize nur einen flüchtigen Eindruck auf mich gemacht haben, oder sie traut dem ersten Anbeter, der ihr sagt, daß sie schön ist, mehr Liebe zu, als ihrem wahren Verehrer, dem sie theurer als sein Leben ist. — Ach! daß ich abgereist bin, ohne ihr meine Leidenschaft zu gestehen?"

Albert überließ sich noch länger diesen Gedanken voll Angst und Bitterkeit. Gern hätte er alle seine noch übrigen Lebensjahre für die Rückkehr einiger seligen Augenblicke hingegeben, die er bey ihr zubringen konnte. Glückliche Tage, in denen der verliebte Ritter, überzeugt von ihrer Gleichgültigkeit gegen alle Männer, sich schmeicheln durfte, daß sie insgeheim ihm den Vorzug zu=

gestehe. Damals, wenn seine großmüthige und zarte Bedenklichkeit, ihm verstattet hätte, eine so günstige Stimmung zu benutzen, hätte er vielleicht ein Herz erhalten können, dessen er viel würdiger war, als der verhaßte Bösewicht, der sich anmaaßte, es besiegt zu haben.

Bey weiterm Nachdenken erhob sich zwar nach und nach in Alberts Herzen eine schwache Hoffnung. Die eitle Einbildung des stolzen Jünglings konnte ihn leicht in Ansehung der wahren Gesinnungen Constantiens getäuscht haben. Aber das Angenehme dieser Vorstellung verschwand, sobald ihm einfiel, daß, ihre Gesinnungen mochten seyn, welche sie wollten, sie doch in drey Tagen ihre Hand dem Baron von Dornheim geben würde.

Er schauderte bey diesem Schreckensgedanken, und sprang schnell voll Verzweiflung auf; dann blieb er einige Augenblicke unbeweglich, und wie versteinert vor Schmerz. Auf dieses Hinsterben folgte das heftigste Verlangen, noch Einmal die Geliebte zu sehen, ehe ihm die schreckliche Vermählung alle Hoffnung raubte. Es stund nicht in seinem Vermögen, sich diesen Trost zu versagen. Er beschloß von Stund an hinzugehen, und ihr zu sagen, daß des unglücklichen Alberts letzter Seufzer, ein Gebet für Constantiens Wohl seyn sollte. Dann wollt' er von seinem Vaterlande auf ewig Abschied nehmen, und sich zur Armee der Kreuzfahrer begeben, wo er unter den Schaaren der Ungläubigen das Ende seines Lebens zu finden hoffte, das ihm von nun an eine Marter war.

In der heftigen Gemüthsbewegung, die ihm diese Vorstellung einflößte, gieng er mit großen Schritten vorwärts, und doch war ihm der Weg nach Herzwald gänzlich unbekannt; auch war es nicht wahrscheinlich, in diesem verwilderten Forste Jemanden anzutreffen, der ihn dahin weisen konnte; und was ihn vollends zur Verzweiflung brachte, war die Furcht, sich immer mehr von dem erwünschten Ziele zu entfernen. Dennoch gieng er immer weiter. Endlich entdeckte er durch die Bäume einige kleine Thürme, und nun sah er mit äußerstem Verdrusse, daß er ganz nahe bey dem Schlosse Dornheims war. Mit Abscheu floh er den gehaßten Aufenthalt seines Nebenbuhlers, und schlug einen andern Weg ein.

Zum Glück war er nicht weit gegangen, als er einen Landmann gewahr wurde, der

vor ihm hergieng. Er eilte ihm nach, und fragte nach dem Wege, der nach dem Schlosse Herzwald führte. Der Mann mußte eben dort vorbey und erbot sich, ihn zu begleiten. Unterwegs thät der Bauer mancherley Fragen an Albert; dieser gab kurze, und oft nicht sehr passende Antworten. Da aber sein Wegweiser ihn fragte, wo er die Nacht zu bleiben gedächte, fiel ihm ein, daß wenn er zu spät nach Herzwald käme, und zu keiner Unterredung mit Constantien gelangen könnte, er bis am Morgen im Walde würde bleiben müssen; er fragte daher seinen Wegweiser, ob er hier in der Nähe wohne, und ihm in seiner Hütte ein Nachtquartier geben wolle. Der Bauer antwortete, daß seine Wohnung gar nicht fern von dem Orte wäre, wo sie einander angetroffen hätten, und bot ihm in seiner ärmlichen Hütte alle die Bequemlichkeit

an, die er ihm darinnen zu verschaffen vermöchte. Wie sie das Schloß Herzwald zu Gesichte bekamen, schied der Ritter von seinem Führer und gieng auf den Ort zu, der diejenige innerhalb seiner Mauern enthielt, die ihm auf der Welt das Theuerste war.

Dem Vater der Constantia war er nicht sehr bekannt, weil dieser, während der Ritter bey ihr sich aufgehalten, eine weite Reise hatte unternehmen müssen; und die Mutter, bey welcher sie damals in Prag wohnte, war seit Kurzem gestorben. Albert war noch nicht mit sich selbst einig, was für einen Vorwand er diesem Besuche geben sollte, als er am Thore einen Bedienten erblickte. Er fragt und erfährt, daß der Baron von Dornheim eben jezt auf dem Schlosse sey, und den Mittag da speisen

werde. Auf diese Nachricht beschloß der Ritter, sich erst nach des Barons Abreise zu zeigen: Denn wie hätt' er beym Anblicke seines Nebenbuhlers seine Heftigkeit bändigen können. Er entfernte sich also von dem Schloßthore, mit dem Vorsatze, in der Nähe zu warten. Im Gehen sah er mit Sehnsucht nach den Fenstern, und hätte gern wissen mögen, welches die von Constantiens Zimmer wären. Ob er gleich die Vorsicht brauchte, sich in einiger Entfernung von den Mauern zu halten, so kam es doch seiner erhitzten Fantasie vor, als nähme der Schatten an einem gewissen Fenster zuweilen eine menschliche Gestalt an; er nahete sich begierig, und schmeichelte sich in diesem Schattenbilde seine geliebte Constantia zu erblicken; aber er bedachte, daß er von den Dienstleuten gesehen werden, und Verdacht

erregen konnte. Darum entfernte er sich von der Vorderseite des Schlosses, und folgte einem Fußsteige, der hinter dasselbe führte.

In Ansehung der Lage und der Befestigung stand das Schloß zu Herzwald dem zu Dornheim weit nach. Bey dem Baue desselben hatte man weniger auf Vertheidigungsmittel, als auf eine schöne und angenehme Aussicht Rücksicht genommen. Hinter dem Schlosse waren prächtige Gärten angelegt, die durch eine hohe Mauer von dem Walde abgesondert waren. Albert spazierte entlang dieser Mauer, blos in der Absicht, die Zeit zu vertreiben, und die Abreise des Barons zu erwarten. Das Glück, das dieser verhaßte Nebenbuhler jetzt genoß, Constantien zu sehen

und zu sprechen, ließ dem Ritter alle Qualen der Eifersucht fühlen.

An einer Ecke der Mauer war ein viereckigter Thurm erbaut, dessen Fenster in den Wald hinaus giengen. Alberten führte sein Weg hier vorbey, und er hörte eine Stimme. Er sah auf; ein Fenster stand offen, und er sah deutlich zwey Frauenzimmer an demselben stehen, die ihm den Rücken zukehrten. Von einer unwiderstehlichen Neugier getrieben, trat er näher, und nun konnt' er vernehmen, daß diejenige, welche sprach, sich Mühe gab, die Andre, die in Thränen zerfloß, zu trösten, und alle Vernunft- und Trostgründe verschwendete, die gegen den wahren Schmerz so unwirksam sind.

„Laß mich weinen“ antwortete endlich eine liebliche Stimme. Es war Constantiens Stimme. Des Ritters Ohr erkannte sogleich die bezaubernden Töne.

„Nur um ungestört weinen zu dürfen, fuhr sie fort, hab ich ja so inständig um die Erlaubniß gebeten, mich hierher begeben zu dürfen.“

„Aber mein Fräulein, ich hab' Euch noch nie in einen so bittern Schmerz versunken gesehen, als derjenige, der Euch heute so sehr niederschlägt.“

„Vielleicht sind dies die letzten Augenblicke wo es mir wird möglich seyn, mich meiner Trauer zu überlassen, versetzte Constantia. Meine Leiden sind bisher durch die Hoffnung

gelindert worden, daß ich endlich das Herz meines Vaters würde erweichen, oder wenigstens einen längern Aufschub erhalten können, um eine Verbindung, die mir fürchterlicher als der Tod ist, noch weiter hinauszusetzen. Aber nun ist alle Hoffnung verloren."

„Aber, mein Fräulein, wenn Euch diese Heirath so sehr zuwider ist, warum ergebt Ihr Euch darein?"

„Ach! Lenore, rief Constantia, wie kannst Du eine so harte Frage an mich thun? Hab' ich, um dieser schrecklichen Verbindung auszuweichen, nicht alles gethan, was die Sittsamkeit meines Geschlechts verstattet? Hat mein Schmerz wohl Ein Mittel unversucht gelassen, meinen Vater von diesem unglücklichen Vorhaben abzubringen? Hat mein

unablässiges Bitten und Flehen nicht öfters seinen Zorn erregt? Was hab' ich davon gehabt seit etlichen Monaten, als eine harte Behandlung, die ich nicht zu überleben glaubte? Du weißt, wie wenig meine Thränen meinen Vater zu rühren vermögen. Selbst heute, da ich die geringe Vergünstigung erlangte, den Baron nicht sehen zu dürfen, hab' ich es nicht sowohl dem Mitleiden meines Vaters, als seiner Furcht zu danken, daß ich meinen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Vermählung allzusehr vor ihm möchte ausbrechen lassen. Bey allem dem muß der Baron sich doch davon überzeugt haben: denn ich erinnere mich, daß ich einst alle meine Kräfte und Kühnheit zusammennahm, und ihm ein förmliches Bekenntniß meiner Gesinnungen ablegte, in der Hoffnung, daß wenn er nur ein wenig Zartgefühl hätte, er von selbst eine

Hand zurückweisen würde, der die Liebe nicht folgte. Aber ich hatte zu günstig von seinem Charakter geurtheilt. Meine Freymüthigkeit hatte vielmehr die Wirkung, daß er, aus Furcht, ich möchte mit der Zeit doch wohl Mittel finden, mich dieser Heirath zu entziehen, noch weit heftiger auf ihre Vollziehung drang."

„Ich glaube noch immer, mein Fräulein, versetzte Lenore, daß Ihr hierzu Mittel finden könnet. Man läßt Euch doch jezuweilen aus den Augen. — Warum könntet Ihr nicht aus dem Schlosse entfliehen?"

„Und wohin? fragte Constantia. Stünde mir auch ein Zufluchtsort offen, so kannst Du versichert seyn, daß alle meine Schritte würden ausgeforscht werden. Aber ich habe auch

Bayerische Staatsbibliothek München

auch keinen Freund, dem ich mich anvertrauen und der mich beschützen könnte. Fände ich Zuflucht in einem Kloster, so würd' es der Baron von Dornheim bald ausspähen und mich mit Gewalt wegbringen. — Du kennst ja seinen mächtigen Einfluß. — Wie vielen Gefahren, schrecklicher als der Tod, würde mich die Flucht aussetzen? Kann ein wehrloses schwaches Mädchen sich ohne Grausen in die dunkle Tiefe dieser weitläuftigen Waldungen wagen?"

„Ich bitte, mein Fräulein, versetzte Lenore, entschuldiget meine Kühnheit, mit der ich Euer Herz auszuforschen wage. Nur der lebhafte Antheil, den ich an Eurem Kummer nehme, giebt mir dergleichen Fragen ein, und meine treue Ergebenheit ist Euch allzuwohl bekannt, als

daß Ihr dieselben einer verwegenen Neugier zuschreiben solltet.

„Der Baron von Dornheim ist freylich der Mann nicht, der Euch jemals Liebe würde einflößen können. Indessen ist es mir doch sehr unwahrscheinlich, daß, da Ihr stets gewohnt gewesen seyd, Euch dem Willen Eures Vaters zu unterwerfen, Ihr Euch niemals würdet erkühnt haben, ihm Eurem Widerwillen gegen seine Befehle mit solchem Nachdrucke zu bezeigen, wenn Euer Abscheu vor dieser Heyrath nicht noch andere Gründe hätte, als bloße Abneigung gegen den Baron. Ob er schon viel älter ist, als Ihr, so ist doch seine Person nicht unangenehm, sein Anstand ist edel, und ich hab' Euch selbst sagen hören, daß er im Umgang unterhaltend sey. In Ansehung seines eben nicht

Bayerische
Staatsbibliothek
München

sehr edelmüthigen Betragens welches er gegen Euch beobachtet, könnet Ihr allerdings von seinem Charakter keine günstige Meynung hegen; aber Ihr hattet schon eben den Abscheu vor dieser Verbindung, da Ihr den Baron nur erst aus der vortheilhaften Schilderung Eures Vaters kanntet, weil dieser sich Mühe gab, Euch für ihn einzunehmen."

„Erlaubet also, mein Fräulein, daß ich Euch meine geheimsten Gedanken offenbare. Ich vermuthe schon seit langer Zeit, daß wenn Eure Neigungen nicht bereits einen andern Gegenstand hätten, der Baron Eure Hand mit leichter Mühe würde erlangt haben. Ich wage es also um Euer Vertrauen zu bitten; meine Treue wird Euch beweisen, daß ich dieses Vorzugs nicht unwürdig bin. Schüttet

Euer Herz vor mir aus. Dies wird Euch Linderung und sanften Trost geben, und vielleicht find' ich zugleich dadurch Gelegenheit, Euch einen wichtigen Dienst zu leisten."

Lenore schwieg, und Constantia ließ sie einige Augenblicke ohne Antwort; endlich sprach sie:

„Wenn ich zeither ein solches Geheimniß in meinem Herzen verschlossen gehalten habe, so ist doch nunmehr der Augenblick da, es zu entdecken."

„Ja, mein Fräulein, hub Lenore wieder an, und zwar der einzige Augenblick; es ist möglich, daß Euch keiner mehr dazu vergönnt ist."

„Du hast recht, sagte Constantia, in Thränen zerfließend. Uebermorgen! — Gott! welch ein entsetzlicher Gedanke! — — — Uebermorgen wird es ein Verbrechen seyn, daran zu denken, daß ich ihn jemals gesehen habe!“

„So hab' ich es doch getroffen! rief Lenore. Aber mein Fräulein, da Ihr doch angefangen habt Euch mir anzuvertrauen, darf ich nicht fragen, wer der glückliche Sterbliche ist, der einen so tiefen Eindruck auf Euer Herz gemacht hat?“

„Und was hilft es Dir, es zu wissen? antwortete Constantia — Ich kann nicht — Mein Mund darf seinen Namen nicht aussprechen.“

„So erlaubt mir, mein Fräulein, sagte die Kammerfrau, daß ich selbst ihn nenne.“

„Das würde Dir nicht möglich seyn, versetzte Constantia.“

„Und doch gab es einen Augenblick, wo ich glaube, ihn entdeckt zu haben.“

„O Himmel! rief Constantia, sollte ich mich selbst verrathen haben? Sollte mir ein unbedachtsames Wort entfallen seyn?“

„Nein, mein Fräulein, antwortete Lenore, Euer Mund hat Euch nicht verrathen; aber Eure Augen sind Euch nicht so treu gewesen. Das letztemal, da Herr Friedrich hier war, habt Ihr ihn mit einer Lebhaftigkeit, mit einer Theilnahme angeblickt.“

„Ists möglich? Hat man das bemerkt? rief Constantia. Ach Lenore! Hab' ich es jemals gewagt nur mit ihm zu sprechen? — Hab' ich nur Eine Frage an ihm thun kön- können? — Einmal hatt' ich alle meine Stärke zusammen genommen — Aber ich begegnete den Augen meines Vaters, und ich verstummte vor Furcht in ihm einigen Argwohn zu erre- gen. Ich dachte, wenn ich nur mit Friedrich allein hätte sprechen können. — — —"

Albert schauderte, und die Blässe der Ver- zweiflung bedeckte sein Gesicht."

„Es wird nicht schwer seyn, die Gelegen- heit zu einer geheimen Unterredung zu finden; sie wird sich oft darbieten."

„Ja, auf dem Schlosse Dornheim, erwiederte Constantia mit Ungeduld; aber dann ists zu spät. — — Ich kann meine Hand, es ist wahr, dem Baron nicht geben. Hätt' ich mich aber jemals dazu entschliessen können, so wär' es doch nie zu der Zeit geschehen, wenn mein Gemüth voll dem Gedanken an einen Andern wäre erfüllt gewesen. — Ach! wüßt' ich nur wenigstens, ob er noch lebt?"

„Wer, mein Fräulein? fragte Lenore, von wem redet Ihr?"

„Hast Du bemerkt, was Friedrich an selbigem Tage für einen Helm trug? fragte Constantia."

„Ja, mein Fräulein, war es nicht ein Helm, dessen Aigrette einen Drachen mit ausgebreiteten Flügeln vorstellte?"

„Ich möchte — — Es liegt mir viel daran zu wissen, woher er den Helm hat?" setzte Constantia hinzu."

„Und wie kann Euch daran gelegen seyn, mein Fräulein?" fragte die Zofe.

Albert schauderte noch heftiger als zuvor.

„Wenn ich nicht irre, fieng Constantia wieder an, so gehörte dieser Helm sonst einem andern Herrn."

„Wem hat er denn angehört?" fragte Lenore.

„Einem Manne, den Du nie gesehen hast — einem Manne, den ich niemals wiedersehen werde.“

„War Er der Liebhaber, der Euch zu rühren gewußt hat? fragte das Mädchen.

„Er liebte mich sonst, antwortete Constantia; aber die Empfindungen die er in mir erregte, hat er niemals erfahren. Ich war überzeugt, daß mein Vater nie in unsere Verbindung willigen würde; und ich beschloß ihn von mir zu entfernen, in der Absicht eine Leidenschaft aus seinem Herzen zu vertilgen, die ihn unglücklich machen könnte. Ich hab' ihn in etlichen Jahren nicht gesehen, und unter der Zeit hat er mich ohne Zweifel vergessen. — Ja — — ich hoffe, er wird mich vergessen haben. — Die unglückliche Heirath, zu der

man mich zwingen will, wäre mir doppelt schmerzhaft, wenn ich es wissen müßte, daß diese traurige Nachricht sein Herz kränken würde. — Aber — — es ist unmöglich, er muß mich vergessen haben. — Ich hab' ihn indessen nicht vergessen."

„Wie könnt Ihr denken, daß es mir möglich war, Euch je zu vergessen? schrie Albert in freudenvollen Entzücken, und zeigte sich sogleich am Fenster. Ach liebenswürdige Constantia, wie wenig kennet Ihr die Macht Eurer Reitze, wenn Ihr glaubet, daß ein Herz, welches dieselbe Einmal empfunden hat, sich jemals andern Eindrücken überlassen könne!"

„Bey dieser Stimme, die Constantia gleich erkannte, flog sie ans Fenster; aber beym

Anblick des Geliebten bebte sie, ihre Kräfte schwanden; vergebens öffnete sie ihren Mund, um zu reden; sein Name war das einzige Wort, den ihre Lippen auszusprechen vermogten. Albert betrachtete sie mit einem Entzücken, das ihm nicht erlaubte an die Hindernisse zu denken, die sich seinem Glücke noch widersetzten.

„Angebete Constantia, rief er, wie sehr entschädigt mich dieser selige Augenblick für alle Martern die mir Eure Abwesenheit verursacht hat. Entfernt von Euch hat meine Seele keine Freude gekannt. Ich ahndete nichts von Euren Empfindungen für mich; ich hielt mich derselben für unwürdig; und doch hat kein beleidigender Verdacht, keine eifersüchtige Furcht, jemals in meinem Herzen Platz gefunden."

„Aber wie seyd Ihr denn — fragte sie mit bebender unterbrochener Stimme, hierher gekommen? — Ach! in diesem einsamen Walde hätt' ich Euch nicht vermuthet! — Ich glaubte Euch sehr weit von hier! — Welch' Ungefähr führte Euch hierher?"

„Das Verlangen Euch wiederzusehen, ist der einzige Antrieb zu meiner Reise gewesen. Ich konnte nicht länger die Quaal ertragen, von Euch getrennt zu seyn. — Und in was für einem Augenblicke hat mich mein glückliches Gestirn hierher gebracht? — In dem Augenblicke, da die liebenswürdige Constantia sich erklärt, daß sie mich, so unwürdig ich auch ihres Andenkens bin, doch nicht vergessen hat."

„Himmel! rief Constantia, solltet Ihr die Worte gehört haben, die ich mir so unvorsichtig entfallen ließ?"

„Verzeihung, meine theure Constantia! Ich erwartete den Vorzug erwähnen zu hören, den Ihr meinem Nebenbuhler gäbet. Diese Furcht war zu peinlich, als daß ich sie lange hätte ertragen können. Konnt' ich mich entschließen einen Ort zu verlassen; wo ich Eure Stimme vernommen hatte, ohne mich von den Martern einer so grausamen Ungewißheit befreyt zu sehen? Nun ist mein Schicksal entschieden, und nur die Besorgniß, Euch durch meine Kühnheit beleidigt zu haben, ist das Einzige, was mich noch beunruhigt — Beste Constantia, wollet Ihr mir verzeihen?"

„Wenn Ihr mich beleidigt habt, so geschah es durch den Verdacht, der Euch antrieb, uns zu behorchen. Es ist mir, als wollt' ich lieber, Ihr hättet meine Empfindungen für Euch nie erfahren — — — es wäre denn, um Euch wegen Eurer Ungerechtigkeit zu beschämen, der zufolge Ihr argwohnen konntet, daß ich ähnliche Gesinnungen für einen Andern hegte.“

„Entzückt über diese unverhofte Zusammenkunft, lies Albert seiner seit vielen Jahren in seiner Brust verschlossen gehaltenen Liebe, alle Freiheit, vor Constantien auszubrechen; und Constantia gab endlich auch die strenge Zurückhaltung auf; mit welcher sie bis jetzt, auch die unschuldigsten Huldigungen zurückgewiesen hatte. Sie gestand jetzt Alberten unbefangen ihre ganze Zärtlichkeit. Doch erwachte

sie zuerst aus dem Seligkeitstraume, und ihrer unglücklichen Lage wieder eingedenk, brach sie in Thränen aus.

Albert fragte nach der Ursache derselben.

„Ach! rief sie, wir haben einander nur wiedergefunden, um den Schmerz einer ewigen Trennung desto härter zu fühlen.“

„Niemals, versetzte er lebhaft; nein, niemals soll meine geliebte Constantia von mir getrennt werden!“

„Wie aber, sprach sie, kann ich dem grausamen Schicksale entgehen, das mich verfolgt?“

„Entfliehet Euren Tirannen, antwortete Albert; dieser Arm soll Euch vor ihren Ver-

folgungen Sicherheit verschaffen. Nicht um meinetwillen, fuhr er fort, thue ich Euch diesen Vorschlag. So lang' ich Euch mit Glück und Ehre umgeben sah, hätt' ich lieber sterben, als Euch bewegen wollen, mein geringes Loos mit mir zu theilen; und hättet Ihr mir Anlaß gegeben, zu muthmaßen, daß Ihr mit meinem Nebenbuhler glücklich seyn könntet, so glaubt mir, Constantia, die Verzweiflung in die mich ein so schrecklicher Gedanke gestürzt hätte; würde mir dennoch nie das sträfliche Vorhaben eingeflößt haben, Eure Zufriedenheit zu stöhren. In der Lage aber, in der Ihr Euch befindet, geschieht es nicht, um mich des vollkommensten Glücks zu versichern, nach welchem ich streben könnte, sondern um Euch von dem größten Unglücke zu befreien, daß ich Euch anflehe, Euch mit mir weit weg vor einem Barbaren zu flüchten, wel-

welcher die väterliche Gewalt misbraucht, um Euch zu zwingen, eine Euch verhaßte Verbindung zu schließen. Ich kenne Euer zartes Gefühl; ich weiß, wie wenig der Glanz des Ranges, zu welchem Euch der Baron erheben kann, zu Eurem Glücke nothwendig ist. Ich kann Euch keine Reichthümer anbieten; ich möchte es jetzt nicht einmal wollen, wenn ich es auch könnte; dennoch, meine theure Constantia, bitte ich um Eure Hand, weil mir meine Ehre nur unter dieser Bedingung erlaubt, Euer Beschützer zu seyn. An dieser Sprache erkannte Constantia die edelmüthigen Gesinnungen des Ritters, und sein Betragen hatte ihn noch nie zu dem geringsten Zweifel an die Aufrichtigkeit derselben Anlaß gegeben. Indessen konnte sie sich doch nicht entschließen, in seine Wünsche zu willigen; bis jetzt war sie ihrem Vater noch

niemals ungehorsam gewesen: sie hatte, so zu sagen, wider Willen und Wissen insgeheim die zärtlichste Liebe für einen Mann genährt, welcher derselben zwar vollkommen würdig war, dessen Lage aber ihr nicht die mindeste Hoffnung gab, jemals die Einwilligung ihres Vaters zu seinen Gunsten zu erhalten; und jetzt, da es darauf ankam, seinen Befehlen offenbar zu widerstreben, und sich, seinem ausdrücklichen Willen zuwider, dem für sie erwählten Gatten zu entziehen, und ihre Treue einem Andern zu geloben, jetzt erbebte sie vor dem Gedanken, und das Gefühl ihrer Pflicht widersetzte sich ihren heißesten Wünschen.

Lenore aber, die sich noch nicht in die Unterredung gemischt hatte, nahm jetzt das Wort, und unterstützte Alberts Antrag aus allen Kräften. Sie wußte alle die Gründe, die

ihr Constantiens Lage an die Hand gab, geltend zu machen, um sie zu ihrem Zwecke zu lenken. Sie stellte ihr vor, in wie kurzer Zeit sie es gar nicht mehr würde vermeiden können, in des Barons Hände zu gerathen; sie schilderte ihr mit den grellsten Farben alle Umstände einer Verbindung, bey deren bloßem Gedanken Constantia schon vor Schrecken bebte; ja sie gieng noch weiter, und sagte ihr, man werde sie der Falschheit und Treulosigkeit beschuldigen können, wenn sie jetzt die Hand eines Mannes annähme, mit dem innern Bewußtseyn, daß es ihr unmöglich seyn werde, den frühern Gegenstand ihrer Zärtlichkeit aus ihrem Herzen zu vertilgen.

Stand es wohl in Constantiens Kräften, gegen diese Gründe, gegen des Ritters dringendes Bitten, und vorzüglich gegen ihr

eignes Herz, das laut für den Ritter Albert sprach, sich selbst zu vertheidigen? Sie war gezwungen, sich zu ergeben, und sie willigte ein, sich dem Schutze ihres Geliebten zu überlassen. Albert, dessen Wünsche nun erfüllt waren, hätte in seinem freudigen Entzücken am liebsten gesehen, wenn sich Constantia sogleich in seine Arme geworfen hätte. Das Fenster, welches eben nicht hoch war, schien dieses ohne Gefahr zu verstatten; er sehnte sich ungeduldig, den günstigen Augenblick zu benutzen, aus Furcht, Constantia möchte sich anders besinnen, oder es möchte sich etwas ereignen, welches ihre Flucht erschweren könnte; Lenore aber widersetzte sich heftig. Sie versicherte, daß um diese Zeit verschiedene Bediente des Barons, die auf die Abreise ihres Herrn warteten, im Walde spazieren giengen; sie brachte noch mehrere Schwierig-

keiten vor; und Albert selbst besann sich auf einen Umstand der ihn bewog, ihrer Meynung zu seyn. Er hatte nämlich seine Pferde auf dem Schlosse Dornheim zurückgelassen, und es war nicht wahrscheinlich, daß Constantia im Stande wäre, einen ziemlich weiten Weg bis zur nächsten Stadt, wo man Pferde haben konnte, zu Fuße zu machen. Man mußte sich also Lenorens Vorschlag gefallen lassen. Ihr Plan war, des Nachts, wenn alles schliefe, den Ritter in den Garten zu lassen, in welchen Constantiens Fenster giengen; sobald sie nun ihren Geliebten gewahr würde, sollte sie vom Fenster hinabsteigen, und er sollte sie an den Ort führen, wo er seine Pferde würde hinkommen lassen. Hierauf bat Lenore um die Erlaubniß, sie auf ihrer Flucht begleiten zu dürfen, und Constantia bewilligte ihr dies mit Vergnügen.

Obgleich nun alles ausgemacht zu seyn schien, so fiel es doch der Zofe wieder ein, daß es wohl besser wäre, wenn Albert den Gartenschlüssel hätte, damit er selbst hereinkommen könnte, und sie nicht genöthiget wäre, ihr Fräulein in einem Zeitpunkte zu verlassen, wo ihre Gegenwart derselben so nützlich seyn könnte, ihren Muth zu unterstützen, und sie in ihren Entschließungen zu befestigen.

Es war ihr unmöglich, jetzt gleich des Schlüssels habhaft zu werden, weil sie ihn in dem Zimmer gelassen hatte, wo der Baron eben war. Aber sie versicherte, daß sobald der Baron nur fort sey, sie sich dessen bemächtigen und ihn Alberten an den Ort bringen wollte, den er ihr anzeigen würde. Der Ritter wieß ihr dazu die Hütte des Bauern an, der ihm ein Nachtquartier versprochen hatte;

und das Mädchen versprach noch vor Sonnenuntergang dort zu seyn.

Die beyden Liebenden unterhielten sich noch eine Weile, und ihr Gespräch endigte sich mit der feyerlichen Zusage einer wechselseitigen ewigen Zärtlichkeit und Treue. Endlich zwang Alberten die Nothwendigkeit, seine Pferde herbeyzuschaffen, oder andere kommen zu lassen, sich von Constantien zu trennen. Vorher aber nahm sie eine weiße Feder von ihren Haaren und warf ihm dieselbe durchs Fenster zu.

„Steckt sie auf Euren Helm, sagte sie, damit ich sie im Mondenschein unterscheiden, und mich ohne Furcht vor Irrthum, dem einzigen Beschützer, dem ich mich anvertrauen möchte, in die Arme liefern könne.“

Albert nahm die Feder und steckte sie auf den Helm.

„Möge mein Betragen Euch, liebenswürdige Constantia, immer neue Gründe zum Vertrauen auf mich geben. Ja, ich betheure es auf meine Ehre, dieses Unterpfand Eurer Liebe soll mir theurer als mein Leben seyn. Die Engel des Himmels mögen Euch bis zu unserer Wiedervereinigung bewachen — bis zu dem Augenblicke, wo wir uns wieder sehen und auf immer vereinigen werden.

Gleichwohl konnten die Reize dieser entzückenden Vorstellung Alberten nicht den Schmerz versüßen, sich von dem Fenster zu entfernen; Lenore aber hörte nicht auf, ihm vorzustellen, wie viel daran läge, keine Zeit zu verlieren; endlich gab er ihrem

Zureden nach, und nahm Abschied von Constantien.

Sein Vorsatz war, sich nach der Hütte des Bauern zu verfügen, um dort einen Boten zu miethen, ihn nach dem Schlosse Dornheim zu senden, wohin er selbst keinen Fuß mehr zu setzen entschlossen war, und seinem Knappen befehlen zu lassen, eiligst mit den Pferden zu ihm zu kommen.

Uebrigens hielt er es für unnöthig, sich wegen seiner schnellen Abreise bey dem Baron entschuldigen zu lassen. Denn Friedrich, den er eigentlich als seinen Gastfreund betrachtete, konnte leicht denken, daß diese Abreise eine Folge von ihrer Unterredung im Walde sey, und er überließ es ihm, die ganze

Sache dem Baron so vorzustellen, wie er es für gut befände.

Allein Moritzens Ankunft kam der Ausführung dieses Vorhabens zuvor. Der Ritter hatte das Schloß Herzwald noch nicht aus dem Gesichte, als ihm schon sein Knappe begegnete, und die größte Freude bezeugte, seinen Herrn wieder zu sehen. Er erzählte, daß er in die äußerste Unruhe gerathen wäre, da er seinen Herrn nicht mit Friedrichen aus dem Walde habe zurückkommen sehen; daß, da er nach einiger Zeit keine Nachricht von ihm erhalten, er sich eingebildet habe, daß sein Herr wohl Fräulein Constantien möge besucht haben, da er sein ungeduldiges Verlangen nach ihr kannte, und daß er eben deswegen sich auf diesen Weg gemacht habe, um ihn aufzusuchen.

Albert lobte seinen Eifer, und theilte ihm den glücklichen Ausgang seiner Unterredung mit Constantien mit, auch wie sie versprochen hätte, das väterliche Schloß zu verlassen, und mit ihm die Flucht zu nehmen. Er fügte hinzu, wie er gesonnen sey, sie nach Wien zu führen, und sobald sie durch das Band der Kirche die Seinige und ihr Schicksal mit unauflöslichen Banden an das seinige angeknüpft wäre, wollte er den Kaiser, von dem er schon manche Gnadenbezeugung erhalten, um Schutz anflehen. Er zweifle nicht, dieser Monarch würde sein Ansehen gebrauchen, um die Nachstellungen zu vereiteln, die der Baron nicht unterlassen würde, um ihm seine Gattin wieder zu entreißen, und er hoffe gewiß, eine so mächtige Mittelsperson werde Constantiens Vater zu einer schleunigen Aussöhnung bewegen,

wie sie durch kein anderes Mittel zu bewirken seyn würde.

Indem er so mit seinem Knappen sprach, vernahm er ein Getrampel von Pferden. Er trat hinter einige Bäume, um nicht bemerkt zu werden. Es war der Baron mit seinem Gefolge, der nach Dornheim zurückkehrte. Albert freute sich innerlich, daß der Baron von Herzwald hatte abreisen müssen, ohne Constantien zu sehen. Als sie vorbey waren, gieng er mit seinem Knappen weiter und fragte, wo seine Pferde wären. Der Knappe antwortete, daß er sie zu Dornheim gelassen, weil er nicht habe wissen können, daß sein Herr nicht wieder dahin kommen wolle. Albert befahl ihm, sie sogleich zu holen und nach der bewußten Hütte des Bauern zu bringen, wohin er nun selbst eilte, weil er

dachte, daß nach der Abreise des Barons Lenore nicht lange mehr verziehen werde, um ihm dem Gartenschlüssel zu bringen.

Sein edles für das Mißtrauen stets verschlossenes Herz verstattete ihm keinen Zweifel, daß dieses Mädchen an dem Unglücke ihres Fräuleins den lebhaftesten Antheil nähme. In seinem Freudenrausche fiel es ihm auch nicht ein, daß ihm Friedrich selbst erzählt hatte, wie er eine von Constantiens Frauen auf seine Seite gebracht hätte; und wenn er sich auch dessen erinnert hätte, so würde sein Verdacht doch nicht auf Lenoren gefallen seyn. Unterdessen war es nur allzuwahr, das Lenore, durch Friedrichs Geschenke bestochen, ihm heimlich von allem Nachricht gab, was ihre Herrschaft ihr anvertrauete. Sie hatte sich bisher überredet, daß Con-

stantia nur deswegen den Vater zurückweise, weil sie dem Sohne geneigt sey, und eben um ihr dieses Geständniß zu entlocken, hatte sie ein Gespräch eingefädelt, dessen Ende ihrer Erwartung gar nicht entsprach, indem es ihr gar nichts weiter entdeckte, als Constantiens Liebe zu Albert. Diese unerwartete Erklärung, und vornämlich die plötzliche Erscheinung des Ritters selbst, gaben ihr den Gedanken ein, der Unterredung der beyden Liebenden stillschweigend zuzuhören, mit dem Vorsatze, alle ihre Anstalten dem Ritter Friedrich mitzutheilen.

Da sie diesen verrätherischen Plan, der ihr Glück machen sollte, entworfen hatte, nahm sie den Schlüssel und gieng aus, aber nicht nach der Bauernhütte, wo Albert ihrer wartete, sondern auf das Schloß Dornheim.

Sie hatte sich sorgfältig verschleiert aus Furcht, es möchte einer von des Barons Bedienten sie für Constantiens Kammerfrau erkennen. Sie wandte sich bey ihrer Ankunft, wie sie schon zu andern Zeiten gethan hatte, an einen gewissen Hausoffizier, von dem sie wußte, daß er Friedrichen besonders ergeben war, und wurde sogleich in das Zimmer seines Herrn eingelassen.

Nachdem Friedrich Alberten lange vergeblich im Walde gesucht hatte, kehrte er zurück und erfuhr, daß sein Vater nach Herzwald verreißt sey, wohin er selbst nicht mit eingeladen war. Er hatte also den Tag einsam zugebracht, gänzlich seinen unruhigen Gedanken überlassen, und hatte lauter unglückliche Entwürfe in seinem Kopfe ausgedacht. Bey Lenorens Anblick entwölkte ein Strahl von

Hoffnung seine Stirn, und er fragte begierig, was sie für Nachrichten brächte.

„Die Nachrichten sind von der Art, antwortete Lenore, daß ich, wenn Ihr sie nur bis zu Ende werdet angehöret haben, mir schmeichle, bey Euch Dank zu verdienen. Indessen gesteh' ich, daß dasjenige, was ich zuerst erzählen muß, Euch eben nicht sonderlich wohl gefallen wird. — Ihr habt einen Nebenbuhler, an den Ihr gewiß noch nicht gedacht habt."

„Wer ist er? Was ist es für ein Nebenbuhler? schrie er."

„Erlaubet mir vorher, gestrenger Herr, zu fragen, woher Ihr den Helm habt, den Ihr truget, als Ihr das leztemal auf dem Schlosse waret?"

„Es

„Es ist der Helm eines Ritters, der in des Kaisers Diensten ist, antwortete Friedrich; ich borgte ihn von ihm, weil er leichter als meiner war. Hernach wünschte ich ihn zu behalten und tauschte ihn gegen einen andern ein. Aber was kümmert Dich mein Helm?“

„Hieß jener Ritter nicht Albert?“ fragte Lenore.

„Ja, so heißt er.“

„Nun gut! so erfahret denn, daß dieser Albert Constantiens begünstigter Liebhaber ist.“

Hier fuhr Friedrich wüthend auf; ihm fiel das Ende der Unterredung ein, die er heute früh mit Albert gehabt hatte, und

er wunderte sich, daß er da nicht schon errathen habe, worüber er, da er es jetzt erfahren, so aufgebracht war. Seine Wuth brach in die schrecklichsten Verwünschungen aus, und Lenore konnte mit vieler Mühe ihn kaum zurückhalten, daß er nicht davon lief, den verhaßten Nebenbuhler aufzusuchen, um sich auf die entsetzlichste Art zu rächen.

„Wenn Ihr Euch nur besänftigen ließet, gestrenger Herr: so könnt' ich Euch eine Rache vorschlagen, die viel sicherer als diejenige ist, die Ihr von Eurem Degen erwartet."

„Welche Rache? schrie Friedrich. Rede von Rache, wenn Du willst, daß ich auf Dich hören soll!"

„Diese Nacht, hub Lenore an, soll Albert das Fräulein Constantia entführen. Vielleicht hätte sie sich nicht dazu verstanden, wenn ich ihr nicht ihre Bedenklichkeiten ausgeredet hätte. Ich hab' ihr versprochen, Alberten in den Garten zu lassen, wo es ihr leicht seyn wird, ihn zu finden.

„Wie Lenore! sagte Friedrich, ist das der Beweis von Deiner mir verheißenen Treue?“

„Das sollet Ihr selbst beurtheilen, antwortete sie. Hier ist der Gartenthürschlüssel, und auch eine weiße Feder, die Ihr auf Euren Helm stecken müßt. Wenn Constantia sie sieht, wird sie Euch für den Ritter Albert halten, und Ihr könnet sie hinführen, wohin Euch beliebt.“

„Ach meine beste Lenore, rief er, welch einen Geniestreich hast Du ausgedacht? Hier erkenn' ich Dein unübertreffliches Talent; dies ist ein herrliches Mittel, mich an allen Beiden zu rächen.“

„Das ist noch nicht alles, gestrenger Herr, fieng die Zofe wieder an. Erinnert Ihr Euch, daß einst, da ich Constantiens Herz noch gar nicht im Verdacht einer Untreue gegen Euch hatte, ich Euch rieth, ihr die Flucht vorzuschlagen, um sie einer Heirath zu entziehen, gegen welche ihr Abscheu mir bekannt war. Damals antwortetet Ihr mir, daß durch einen solchen Schritt, der Eures Vaters ganzen Zorn erregen würde, Ihr Euch der Gefahr aussetztet, Euer ganzes Vermögen zu verlieren.

„Ach! das beunruhigt mich jetzt nicht mehr, rief der ungestüme Jüngling; ich bin bereit, lieber mein Glück, mein Leben, wenn es seyn muß, aufzuopfern, als eine so kostbare Gelegenheit zu versäumen."

Ihr habet nicht nöthig, gab das Mädchen zur Antwort, weder das Eine noch das Andre aufs Spiel zu setzen. Ich habe Constantien angeboten, sie auf ihrer Flucht zu begleiten. Ihr dürft mich nur den andern Morgen wieder aufs Schloß zurückkehren lassen, so will ich die ganze Geschichte dem Ritter Albert Schuld geben, und meine Erzählung mit solchen Umständen unterstützen, die allen Verdacht von Euch ablehnen, und Euren und ihren Vater bewegen sollen, alle Wuth und Rache, die ihnen eine solche Beschimpfung einflößen muß, gegen den Ritter zu kehren."

Ich werde den Augenblick zu Eurem Nebenbuhler gehen, und ihm im Namen meiner Herrschaft die Nachricht bringen, daß sie nicht eher als morgen Nachts mit ihm flüchten könne. Dadurch wird er sich dann übermorgen selbst seinen Feinden in die Hände liefern. Und nun urtheilet selbst, gestrenger Herr, ob der Baron von Dornheim, wenn er in ihm den Nebenbuhler sieht, der ihm seine Geliebte entführt hat, nicht aufgebracht genug seyn wird, um die fürchterlichste Rache an d n Ritter auszuüben."

Ob Lenore gleich überzeugt war, daß ein so verrätherischer Anschlag, Friedrichen großes Vergnügen machen würde, so übertraf doch der Freudentaumel in den er darüber gerieth noch ihre Erwartung. Er that ihr die herrlichsten Verheißungen, und zog einen kostba-

ren Ring vom Finger, den er ihr als das vorläufige Unterpfand seiner Erkenntlichkeit reichte. Lenore nahm ihn mit Vergnügen, und gab Friedrichen noch einige weitere Belehrungen, wie er sich zu betragen hätte, um Constantien desto besser zu täuschen. Hierauf verließ sie ihn und eilte nach der Hütte, wo Albert schon lange mit äußerster Ungeduld auf sie wartete. Sobald er sie ansichtig wurde, lief er ihr entgegen und fragte nach dem versprochenen Gartenschlüssel.

„Ach! antwortete sie, mit fein verstelltem Kummer: Constantia sendet mich wider meinen Willen, Euch eine sehr unangenehme Nachricht zu bringen, die Euch einen lebhaften Schmerz verursachen wird. Es ist ihr unmöglich, diese Nacht das Schloß zu verlassen.“

„Unmöglich? erwiederte Albert. Ach Lenore! was bringst Du mir für eine entsetzliche Nachricht? Sollte Constantia ihr Wort zurücknehmen wollen?“

„Nein, tapferer Ritter, es geschieht ganz wider ihren Willen; und Ihr müsset den kurzen Aufschub für nichts anders halten, als für eine Maaßregel, die, wo möglich, noch mehr zu Eurem als zu ihrem eigenen Besten genommen wird. Die morgende Nacht, rechnet darauf, daß Constantia ganz unfehlbar in Euren Armen seyn wird.“

„Warum aber nicht diese Nacht?“ rief er.

„Höret mich an, gestrenger Herr, antwortete Lenore. So wie der Baron fort war, gieng ich nach dem Schlüssel, fand ihn aber

nicht an seiner Stelle, und Constantia erfuhr mit großem Mißvergnügen, daß ihr Vater, einer unvermutheten Angelegenheit wegen, habe ausgehen müssen. Da er nun die Stunde nicht genau gewußt, in der er wiederkommen könnte, habe er den Gartenschlüssel zu sich gesteckt, um so herein zu kommen, damit seinetwegen Niemand im Schlosse wachen, und auf ihn warten dürfe."

„Wenn er nun aber den Schlüssel hat, rief der verliebte Albert voller Ungedult, kann ich denn nicht über die Mauer steigen?"

„Ach! gestrenger Herr, bedenket doch, daß Ihr Gefahr lauft, von ihm, wenn er nach Hause kommt, ertappt zu werden; auch könnte er Euch auf Eurer Flucht mit Constantien begegnen, und der Erfolg eines solchen Zufalls

würde der gänzliche Untergang aller Eurer Hoffnungen seyn. Er würde sie Euch gewiß mit offenbarer Gewalt entreißen wollen, und wenn Ihr sie vertheidigen wolltet, so überleget in was für eine Lage sie kommen würde, wenn sie ihren Vater unter Euren Streichen fallen sähe! Dieser fürchterliche Gedanke hat auf ihr Gemüth einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich versichert bin, alle Gründe, die Ihr ihr anführen könntet, würden sie nicht bewegen, sich der Gefahr einer solchen Szene auszusetzen. — Morgen aber, wenn dergleichen Gefährlichkeiten nicht zu besorgen sind, morgen, seyd versichert, wird Sie bereit seyn, mit Euch der Tiranney dererjenigen zu entfliehen, die sie zwingen wollen, sich mit einem Manne zu vermählen, den sie verabscheut.

Albert war zwar nicht sehr geneigt, sich diesen Aufschub seiner Hoffnungen gefallen zu

lassen; aber die boshafte Kammerfrau sprach so listig, heuchelte so schöne edle Gesinnungen und eine so aufrichtige Ergebenheit, daß er sich endlich drein ergab, und sich vornahm, bis zur morgenden Nacht Gedult zu haben. Lenore versprach ihm, morgen früh wieder zu kommen, um ihm zu sagen, ob es vielleicht möglich sey, ihm den Tag über noch eine zweyte Unterredung mit Constantien zu verschaffen, damit sie noch einmal ihrer Flucht wegen, alles mit einander verabreden könnten. Nun verließ sie ihn, und kehrte nach Herzwald zurück.

Ihre Herrschaft wartete schon lange mit lebhafter Ungedult auf ihre Zurückkunft. Um ihr langes Außenbleiben zu entschuldigen, sagte sie, Albert hätte sie mit einer Menge Fragen aufgehalten. Er hätte alles wissen wollen, was dem Gegenstande seiner Liebe,

seit ihrer grausamen Trennung begegnet war. Die leichtgläubige Constantia war innigst gerührt von diesen Merkmalen der Theilnahme ihres Geliebten, an allem dem, was sie betraf.

Während Lenorens Abwesenheit, hatte indessen ihre Entschlossenheit angefangen zu wanken. Die Furcht sich durch eine Heirath gegen des Vaters Willen, straffällig zu machen, hatte sie beinahe schon bestimmt, da zu bleiben und ihr Glück ihrer Pflicht aufzuopfern. Aber die nachdrücklichen Reden des Mädchens belebten ihren Abscheu gegen den Baron und ihre Zärtlichkeit für den edelmüthigen Albert, in so hohem Grade, daß sie sich nun gänzlich in dem Vorsatze bestärkte, ihre Unternehmung auszuführen, und sie erwartete nun die hierzu bestimmte Stunde mit einer Art von Furcht,

nicht etwa eine neue Ueberlegung sie wieder anderes Sinnes machen möchten.

Sie begab sich früher als gewöhnlich in ihr Zimmer; das Bewußtseyn, daß sie ihrem Vater ungehorsam seyn wollte, ließ ihr in seiner Gegenwart alle Schaam einer Verbrecherin empfinden. Der Verstellung ungewohnt, bildete sie sich ein daß in jedem Augenblick ihre Augen das Geheimniß ihres Herzens verriethen. Hätte ihr Vater sanft mit ihr gesprochen, so würde sie ihr Gefühl nicht haben beherrschen können. Er warf ihr aber mit ungewöhnlicher Härte den Widerwillen vor, den sie gegen den Mann bezeigte, welchem er ihre Hand bestimmte; er schilderte die außerordentlich heftige Leidenschaft, die durch ihre Reitze in dem Herzen des Barons angefacht wären, in Ausdrücken, die ihren unüberwind-

lichen Eckel vor ihm nur noch vermehrten. Sie hörte ihn stillschweigend an und durfte nicht antworten; als sie ihn verließ, um auf ihr Zimmer zu gehen, ergriff sie der Gedanke, daß sie sich nicht blos für eine Nacht, sondern für immer von ihm trennen werde, und sie zerfloß in Thränen. Lange ließ sie diesen ihren freyen Lauf, während Lenore beschäftiget war, alles zur Reise erforderliche zusammen zu packen.

Indessen, als alles im Hause zu Bette war, und die Stunde, da Albert ankommen sollte, heranrückte, hörten ihre Thränen auf zu fliessen, und ihr Herz fieng an in der Erwartung des entscheidenden Augenblicks stärker zu klopfen. Bald entdeckte sie einen Mann im Garten, und so wie er näher kam, den Schimmer seiner Rüstung im Mondscheine, und

bald war er so nahe, daß sie die weiße Feder auf seinem Helme unterscheiden konnte. Als er unter das Fenster gekommen war, versäumte Lenore, aus Furcht, ihr Fräulein möcht' es an seiner Stimme merken, daß es nicht Albert sey, keinen Augenblick, ihm das größte Stillschweigen anzuempfehlen, unter dem Vorwande, daß er nicht etwa von Leuten im Schlosse, die noch wachen konnten, gehört würde. Friedrich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß er ihre Meynung begriff. Bey Constantien war es unnöthig ihr das Reden zu verbieten. Es war das Erstemal, daß sie im Begriff war, eine Handlung zu begehen, welche ihr Gewissen ihr vorwarf, und von welcher That das ganze Glück ihres übrigen Landes abhieng. — Ihre Gemüthsbewegung war so heftig, daß sie diese allein schon fast sprachlos machte. Sie wollte sogar ihr Vor-

haben aufgeben, und im Schlosse bleiben; aber Lenore warf ihr ihre Schwäche und Unentschlossenheit vor, und gab ihr zu verstehen, daß wenn sie diese Gelegenheit vorbey ließe, sich der grausamsten Sklaverey zu entreißen, sie keine mehr dazu finden dürfte — Sie hatte die Vorsicht gebraucht, sich mit einer Strickleiter zu versehen, vermittelst welcher die furchtsame Constantia sich aus dem Fenster in den Garten hinunterließ.

Ehe sie noch die Erde berührte, schloß sie der liebetrunkne Friedrich in seine Arme. Constantia schien durch diese ungewohnte zudringliche Dreistigkeit beleidigt, und machte sich schnell aus seinen Armen los, so daß ihm ihr Mißfallen darüber nicht entgieng. Friedrich fürchtete sie allzubald beunruhigt zu haben, deswegen unterdrückt' er seine Leiden-

schaft

schaft, und führte sie auf die ehrerbietigste Weise gegen die Gartenthüre, wo einer von Constantiens Bedienten mit zwey Pferden wartete. Er schwang sich auf das Eine, und nahm seine reitzende Geliebte, deren er sich nun gänzlich versichert hielt, vor sich in seine Arme; der Diener nahm Lenoren, beide spornten ihre Pferde, und jagten mit verhängtem Zügel davon.

Der treue Albert unterdessen, der weit entfernt war, den schändlichen Mißbrauch zu ahnden, den man mit seinen Namen und seiner Feder mache, blieb nach dem Besuche Lenorens noch eine Weile in der Hütte, und überließ sich dem Schmerze, den ihre traurige Botschaft ihm verursachte. Moritz war auch noch nicht wiedergekommen, und er wünschte recht sehnlich die Zurückkunft des

letzteren, damit er doch Jemanden um sich hätte, dem er seinen Kummer anvertrauen könnte. Endlich konnt' er seiner Ungeduld nicht länger widerstehen; er stand auf und gieng in den Wald spatzieren. Eine Zeit lang irrte er umher, und quälte sich mit Vorstellungen von neuen Hindernissen, die morgen wieder der Erfüllung seiner Wünsche in den Weg treten könnten. Schon breitete die Nacht ihren Schleier über die ganze Natur, und diese Dunkelheit schien den Kummer des Ritters einigermaßen zu lindern, weil sie ihn an die Betrachtungen erinnerte, die seine Seele beunruhigten, als er gestern Abends um diese Zeit durch den Wald ritt. Wie unaussprechlich werth wäre ihm da die Gewißheit von Constantiens Liebe gewesen, der er jetzt versichert war, und das feyerliche Versprechen, das sie ihm

gethan hatte, morgen zu folgen. Er warf sich mit Beschämung die Kleinmüthigkeit vor, mit der er sich durch eine so geringe Verzögerung hatte niederschlagen lassen; bemühete sich, alle die traurigen Bilder die seine Einbildungskraft erfüllten, von sich zu entfernen; schickte feurige Gebete zum Himmel, und empfahl den Gegenstand seiner Liebe, der wachsamen Sorge der Unschuld und Tugend schützenden Engel.

Endlich fiel ihm nun ein, daß während er so spät hier spatzieren gieng, der gastfreye Landmann, der ihn seine Wohnung angeboten, sich nicht zur Ruhe begeben, sondern auf ihn warten würde. Da er aber so wenig Acht auf den Weg gehabt hatte, daß er nun nicht mehr wußte, welchen Fußsteig er zu seiner Hütte wählen

sollte; so nahm er in dieser Ungewißheit ein Licht wahr das durch die Bäume schimmerte. Er eilte hinzu, merkte aber bald, daß es ein hellerer Schein sey als daß es von einem bloßen Lichte entstehen könne. Das Licht schien zurückzuweichen, wenn er näher kam. Erstaunt, und mit einer Anwandlung von Schrecken, gieng er ihm dennoch nach, als es sich mit Einemmale zur Erde senkte, und der Ritter sich vor dem Eingange der Höhle des Todes sah. —

Jetzt erinnerte er sich des gehabten Traums und der seltsamen zu Dornheim gehörten Erzählungen, wie auch des Entschlusses den er gefaßt hatte, die Geheimnisse dieser furchtbaren Höhle zu untersuchen, welches alles er über den Ereignissen dieses Tages vergessen

hatte. Der grausame Zufall, der ihn gehindert hatte, diese Nacht den Wald zu verlassen, schien ihm ein Werk des Schicksals, das ihn zu Enthüllung dieser furchtbaren Geheimnisse bestimmt hätte. Er nahm sich also vor, das Abentheuer zu bestehen, zu welchem er sich durch einen innern unwillkührlichen Drang getrieben fühlte.

Ob gleich die Nacht nicht sehr dunkel war, so machten doch die vielen Bäume die den Ort umgaben, einen so dichten Schatten, daß man fast nichts unterscheiden konnte, doch wurde ein schwacher Lichtstrahl, von einem schmalen aber reißenden Waldstrome zurückgeworfen der im Grunde der Höhle entsprang und sich durch Felsen riß, ein wenig unterhalb der einzigen Stelle, wo man in diese grausen erregende Behausung einzudringen vermochte.

Diese Oeffnung durch welche seit vielen Jahren kein Mensch den Muth hatte, sich einen Eingang zu bahnen, war von einer ungeheuren Menge Wurzeln und wilden Gesträuchs verwachsen, in welchem traurige Nachtvögel nisteten. Der Ritter hub damit an, das Gesträuch aus einander zu reißen, aber die Finsterniß die ihn umgab, hinderte seine Arbeit; und einige Schritte jenseits des Eingangs der Höhle war das Dunkel undurchdringlich. Er beschloß also zu dem Landmann zu gehen und eine Fackel zu holen; und da er jetzt wußte in welcher Gegend der Waldung er sich befand, wußte er auch bald den Weg nach der Hütte zu finden. An der Thüre der Hütte traf er seinen Moritz an, der mit den Pferden angekommen war, und sich über seine Abwesenheit wunderte, da er doch wußte, daß es die Zeit sey wo er nach

Herzwald zurückkehren sollte. Albert erzählte ihm den widrigen Zufall, und die Absicht die er hätte, sogleich in die Höhle des Todes zugehen. Moritz erschrack und wollte ihm Vorstellungen dagegen machen. Er aber fiel ihm in die Rede, und sagte:

„Es sey Dir genug, daß ich nicht von Dir fordere mir zu folgen. Wärest Du minder schwach und verzagt, so könnte mir Deine Gegenwart bey dieser Geschichte von einigen Nutzen seyn, um den schauderhaften Eindruck zu mildern, deren auch die standhafteste Seele sich nicht erwehren kann; aber ein Verzagter wie Du würde mir mehr lästig als beförderlich seyn. Bleib also hier bey den Pferden, und erwarte meine Rückkehr. Wenn mir der Himmel beysteht, siehst Du mich vor Anbruch des Tages wieder.“

Nun gieng er in die Hütte, und forderte eine Fackel; als aber der Landmann erfuhr, wozu er sie haben wollte, ergriff ihn der Schrecken, welcher die Höhle des Todes allen denenjenigen einjagte, die sie nur nennen hörten.

„Ach, tapferer Ritter, treibt Euch denn rasende Verzweiflung zu diesem Unternehmen? Wisset Ihr nicht, daß von allen die hineingiengen, keiner zu den Lebendigen zurückgekehret ist?“

Der Ritter blieb unbeweglich bey seinem Vorsatze, und als ihm der Bauer, obgleich ungern, die Fackel gegeben hatte, gieng er allein nach der Höhle zurück.

Ob schon sein Herz mit einem über alle Gefahren erhabenen Muthe gewaffnet war, so war doch seine Fantasie von den schreckbaren Umständen, welche das vorhabende Abentheuer begleiteten, ungewöhnlich erhitzt. Hörte er das leise Geflüster des Laubes, oder sah er die durch Luft bewegten Zweige schwanken, so schauderte ihn, und er glaubte in allen Dingen die Wirkung einer übernatürlichen Macht zu erblicken.

Als er zur Höhle kam, versuchte er es noch einmal, die verwachsenen Gesträuche die den Eingang versperrten, aus einander zu reißen; da das ihm aber nicht gelang, so zog er sein Schwerd, und hieb sich bald einen Weg durch. Die Vögel die seit so langer Zeit gewohnt waren, ruhig in diesen undurchdringlichen Dunkel zu wohnen, fuhren

jetzt, aus ihrer Ruhe geschreckt, in solcher Menge heraus, daß Albert einige Schritte zurücktreten mußte, aus Besorgniß, die verjagten Thiere, die alle dem Lichte zuflatterten, möchten ihm mit ihren Geflatter die Fackel auslöschen. Nachdem sie alle weggeflogen waren, trat er wieder hinzu, und da er den Zugang nun frey fand; rief er den Beystand des höchsten Wesens an, und gieng in die Höhle. Eine Weile gieng er mit den Degen in der Hand, nach und nach aber wurde der Weg beschwerlicher; er stieß auf ungeheure Klumpen zerborstener Felsen, über die er hinweg klettern mußte, und damit er sich freyer mit den Händen behelfen könnte, hielt er es für besser den Degen in die Scheide zu stecken. Er hatte auch in der That nicht Ursache zu fürchten, daß ihm ein

Feind den Weg vertreten würde, gegen den er seinen Degen brauchen könnte.

Das Schreckliche dieses finstern Kerkers nahm zu, je weiter er darinnen fortgieng. Sein Blut erstarrte von der kalten Feuchtigkeit der Luft. Die Stille darinnen unterbrach nichts, als das Sickern halbgefrohrner Wassertropfen, die von dem Gewölke herabfielen. Bey jedem Schritt einwärts, sah er sich immer mehr vor, und wenn er auf glatte und schlüpfrige Steine trat, gab es einen Laut, davon ihm das Herz noch heftiger zu pochen begann. Endlich gelangte er zu der Mündung des Stroms, den er bemerkt hatte, und der unweit von dem Eingange derselben hervorbrach. Die Todesstille, die in dieser Gruft herrschte, wurde durch das Rauschen dieses Stromes gestört, der

anfänglich von Weitem nur ein dumpfes Getöse hören ließ; kam man ihm aber näher, so wurde man betäubt, von dem schrecklichen Toben seiner Wasser, welche sich mit Ungestüm durch die zerborstenen Felsen stürzten, die sich ihrem Laufe widersetzten. Nun sah sich der Ritter genöthigt, mehr zu kriechen als zu gehen, weil die Wölbung immer niedriger wurde, je weiter er eindrang. Wie er aber eine geraume Strecke so auf den Händen und Knieen durchkrochen war, erhöhte sich auf einmal die Wölbung, und er befand sich in einem weiten geräumigen Orte, von dessen Höhe und Umfange er sich jedoch keine richtige Vorstellung machen konnte, weil sich alles in ein undurchdringliches Dunkel verlor. In einer so dicken Luft reichte der Schein seiner Fackel nicht weiter als die Hand die sie trug. Nur wenn er die steilen Ufer erklimmte,

die über den Abgrund hiengen, durch welchen der Strom tobte, verstattete ihm das weißlichte Licht, das von dem Wasser zurückfiel, zu bemerken, daß der Strom von einem sehr hohen Felsen, über Trümmern und Ruinen herabstürzte, und einen natürlichen Wasserfall bildete. Das fürchterliche Toben und Rauschen desselben erfüllte des Ritters Seele, mit einem Grausen, das er noch nie gekannt hatte. Er stieg eilig von diesem Ufer herab, und wandte sich gegen einen Felsen, der von dieser Seite, die Grenze der Höhle zu seyn schien. Hier stand er eine Weile angelehnt, und da ihm zur Beruhigung seiner Fantasie, der Anblick irgend eines sichtbaren Gegenstandes mangelte, so war sie einzig und allein damit beschäftiget, ihm den Traum der vorigen Nacht wieder vorzuführen. Sie zeigte ihm bald das häßliche Gespenst in einer

schwarzen Wolke, bald den entfleischten Krieger, der sich seinen Umarmungen entzog und in der Luft das unglückprophezeihende Schwerdt wiegte.

Albert ließ sich nicht lange durch diese traurigen Schreckbilder in Furcht setzen; sondern bemühte sich mit Hülfe des Nachdenkens, seine unerschütterliche Standhaftigkeit zurück zu rufen, die ihm noch in keiner Gefahr verlassen hatte. Er erröthete über seine Schwachheit, da er bedachte, daß ihm ja noch gar keine Gefahr gedrohet habe, wodurch sie gerechtfertiget werden konnte. Er nahm sich also vor, seine Untersuchungen fortzusetzen, indem er sich auf einmal von hinten von etwas gezogen fühlte; sein Herz bebte, von Entsetzen ergriffen wandt' er sich um, sah aber nichts in der Nähe, er blickte rings umher, und dachte endlich, daß es nur

eine Täuschung seiner erschrockenen Einbildungskraft gewesen seyn möge; er wollte zum zweytenmale weiter gehen, und zum zweytenmale wurd' er von hinten zurückgezogen, und im Augenblicke erschien ihm ein Gespenst, dem selbst seine Fantasie keine Gestalt zu geben wußte. Es schlüpfte aus einer Felsenspalte hervor, die er in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte, die ihm aber, als er näher trat, einen langen schmalen abhängigen Fußsteig zeigte, der sich mit einem steilen Abhange endigte, an dessen äußersten Ende er eine kleine rothe Flamme erblickte, ähnlich der Sonne, wenn sie in den Hundstagen blutroth am neblichten Horizonte untergeht.

Albert nahm alle seine Seelenstärke zusammen und gieng den Fußsteig hinab. Bisher war der Boden auf dem er gieng, hart und felsigt

gewesen; jetzt aber trat sein Fuß mit jedem Schritte tiefer in Sand. Geleitet durch die Flamme, die je näher er kam, immer heller und breiter wurde, gelangte er endlich unter eine kleine fast zirkelrunde Wölbung, die ganz von ihren Stralen erleuchtet war, und hier hörte der Fußsteig auf. An dieser Stelle, wohin ihn gleichsam eine übernatürliche Macht geführt hatte, hofte Albert das Ende und den Aufschluß des ganzen Abentheuers zu finden. Er fiel auf seine Knie und flehte um den Schutz und den Beystand der heiligen Engel. Dann richtete er seine Blicke auf die in der Luft über seinem Haupte schwebende Flamme, und bemerkte, daß sie schlängelnde Stralen herab auf einen kleinen Sandhügel warf. Um sich her vernahm er einen schwachen Laut, dem Geräusch ähnlich, welches in einiger Entfernung der Flügelschlag

eines Vogels erregt. Er betrachtete den Sandhügel und erblickte auf seiner Oberfläche etwas Glänzendes. Er bückte sich, schob den Sand ein wenig zurück, und entdeckte die Klinge eines Degens; aber wie groß war seine Erschütterung, als er sah, daß die kalte dürre Hand eines Gerippes noch das Gefäß davon hielt!

Jetzt fielen ihm die Worte wieder ein, die das Traumgesicht zu Ihm geredet hatte. Er warf sich auf seine Knie und rief:

„O Du, wer Du auch seyst, der Du schwer beleidigt worden bist, unbekannter Geist, dessen Namen ich sogar nicht kenne, der Du mich ohne Zweifel hierher geleitet hast, und obgleich unsichtbar, dennoch meine Anrufung

hörst! Ich nehme dieses Schwerdt an, und ich schwöre Dir, nicht zu rasten, bis ich die Rache werde vollzogen haben, zu deren Werkzeuge ich auserlesen bin, und mit welcher, wenn ich Deinem Orakel Glauben beymessen darf, meine eigenen Schicksale durch eine geheimnißvolle Verkettung, die ich noch nicht begreife, zusammenhängen."

Kaum hatte der Ritter diese Worte in einer Erschütterung, die fast seine Stimme erstickte, ausgesprochen, als er die Hand nach dem Schwerdte ausstrekte; alsobald öffneten sich von selbst die entfleischten Knöchel, die es hielten und ließen es in seiner Hand. In dem Augenblicke verschwand blitzschnell die Flamme; es erhob sich ein Sturmwind, der die Fackel

auslöschte, und Alberten in einen Sandwirbel verhüllte.

Diesem letzten Streiche konnte seine schon auf den höchsten Gipfel des Entsetzens gebrachte Seele nicht widerstehen: er sank ohnmächtig zur Erde, fast eben so entseelt als das fürchterliche Gerippe, das ausgestreckt neben ihm lag. Er blieb eine Weile liegen ohne Bewegung und ohne Bewußtseyn, und als nach und nach seine Besinnung wieder zurückkehrte, und seine Augen mitten in dieser dicken Finsterniß sich wieder zu öffnen begannen, merkte er, daß seine Hand in der Hand des Gerippes lag; er zog sie mit einem heftigen Entsetzen zurück, und nahm allen seinen Muth zusammen, um aufzustehen. Er vernahm das Brausen des Stroms, und

glaubte, wenn er diesem Geräusche nachgienge, so würde er den Weg zwischen den Felsen wieder finden, auf welchem er hereingekommen war. Auf einmal entdeckte er ihn mit Hülfe eines Lichts, das von dem äußern Theile der Höhle hereinschien. Er gieng drauf zu und wurde mehrere Lichter gewahr, die sich in der Gegend des ersten Einganges nach verschiedenen Richtungen bewegten. Jetzt glaubt' er Menschentritte und Waffengeklirr zu hören. In dem Augenblicke entstand ein schreckliches Geschrey von verschiedenen Stimmen zugleich, und unter den unvernehmlichen Tönen hört' er doch deutlich die Worte: „Blut! Ströme von Blut!"

Die Höhle erbebte in ihrem innersten Grunde: Die Stimmen verloren sich in ein

entsetzliches Getöse, als ob es durch den Umsturz der ganzen Natur erregt würde; das Echo der Felsen wiederholte und vermehrte im Innersten der Höhle das fürchterliche Geräusch, das nach und nach abnahm und verhallte; endlich hörte man nichts weiter, als das traurige Murmeln des Wassers.

Die Lichter waren verschwunden. Ein schwacher Schimmer aber, der noch übrig blieb, leitete des Ritters Schritte. Noch hielt er das bedeutungsvolle Schwerdt, und gieng damit den Pfad hinauf, auf welchem er in diese Gruft herabgekommen. Jetzt da er hinaus war, und sich wieder in einer geräumigern und offenern Abtheilung der Höhle befand, entdeckt' er, daß der Schimmer, der ihm geleuchtet hatte, von einer Fackel kam, die

noch unverloschen auf dem Boden lag. Erfreut, Licht anzutreffen, nahm er die Fackel, und entdeckte bald, daß das fürchterliche Getöse, so er gehört hatte, von dem Einsturze eines ungeheuren Felsenstückes veranlasset worden war. Als er genauer hinsah, erblickt' er die noch blutenden Glieder zweyer davon erschlagener Männer. Neues Entsetzen ergriff ihn bey diesem schrecklichen Anblicke. Hinter sich hört' er ein dumpfes Gewimmer, gleich den lezten Seufzern eines Sterbenden. Er schauderte. — Nach einigen Augenblicken ward das Gewimmer wiederholt; er wendet sich um, er schaut umher, er erblickt einen bewaffneten Mann, der auf der Erde liegt — Er tritt näher, der Unbekannte seufzt aufs Neue.

„Wer bist Du? rief ihm Albert zu, und sah ihn genauer an, — in welcher Absicht bist Du hierher gekommen?“

Auf den Ton einer Menschenstimme erhob der Unbekannte sein Haupt, und Albert erkannte in seinen Zügen den Baron von Dornheim. — Bestürzt, und seinen Augen nicht trauend, stand Albert, und sah ihn einen Augenblick stillschweigend an. Der Baron, schaudernd vor Alberts Anblick, warf sich mit dem Gesichte nieder auf die Erde, und hob den einen Arm auf, gleichsam als suchte er sich vor dem Anblicke einer schrecklichen Erscheinung zu verhüllen.

„Wohin willst Du mich schleppen, Rächer? sagt' er mit schwacher bebender Stimme?“

Albert nannte ihn bey seinen Namen, und fragte ihn, zu wem er diese Worte spräche, und wodurch er in so außerordentliche Gemüthsbewegung gerathen sey, die verwirrten Antworten Dornheims aber auf alle ihm vorgelegten Fragen, brachten Alberten auf die Gedanken, daß er von Sinnen sey. Endlich erhob der Baron in einer krampfichten Bewegung noch einmal den Kopf, stützte sich auf seinen Arm, und betrachtete Alberten mit verwirrten starren Blicken.

„Warum sehet ihr mich mit diesem furchtbar rollenden Auge an? fragt Albert; kennet Ihr mich nicht?"

„Ich kenne Dich, schrie der Baron; Ach! ich kenne Dich mehr als zu wohl. — Und dieser Degen — der unglückliche, von dem

Gespenste verkündigte Augenblick ist da! Schon ist meine ganze Familie von der Erde weg, und vertilgt." — —

— — —

„Diese Worte, versetzte Albert, enthalten einen geheimen Sinn, und unter den Umständen, in denen ich mich befinde, gehen sie mich zu nahe an, als daß ich unterlassen könnte, Euch zu zwingen, mir die Erklärung davon zu geben. Stehet auf, und bereitet Euch sogleich auf meine Fragen, zu denen mich die Ereignisse des heutigen Tages berechtigen, Antwort zu geben."

Der Baron stand auf, gleichsam geschreckt durch eine höhere Macht, die ihm nicht verstattete, ungehorsam zu seyn; auf einmal aber schrie er voll neuen Schreckens:

„Ha! — — — Dieser schreckliche Anblick — — — dieser Strom von Blut — — rettet mich — — — verschonet mich mit dem Anblicke! — — —“

„Dies ist das Entsetzen des Verbrechens,“ antwortete Albert. Vergebens sucht Ihr den Schreckbildern zu entfliehen, die Euer klagendes Gewissen Euch vorhält!“

„Ja! Es ist umsonst! rief der Baron; doch wenn Du die entsetzlichen Geheimnisse anhören willst, die ich Dir enthüllen soll, so führe mich aus Erbarmen, weit von dieser Szene des Schreckens hinweg — Hier kann ich nicht! — es ist mir unmöglich! — — sie umgeben mich — die Geister der Rache umringen mich — die uner-

bittlichen Engel des Todes schweben, begierig auf ihren Raub, über meinem Haupte!"

"Albert sah wohl ein, daß seine Verstandeskräfte in zu großer Unordnung waren, als daß es ihm an diesem furchtbaren Orte, der das Herz der Unschuld selbst mit Entsetzen erfüllte, möglich seyn würde, die Geschichte im Zusammenhange zu erzählen. Er gieng also gegen den Eingang der Höhle hin, und der Baron folgte ihm mit wankenden Schritten.

Jetzt kamen sie an die Stelle, wo der Durchgang am engsten war. Albert sah beym Scheine seiner Fackel eine Rüstung schimmern; er sah hin, und entdeckte einen Mann, der sich halb in die Hohlung eines

Felsens verbarg. Da sich dieser Elende entdeckt sah, warf er sich zitternd zu des Ritters Füßen und bat um sein Leben. Albert wollte wissen, weswegen er sich hier versteckt hätte. Der Unbekannte gestand, er sey einer von Dornheims Vasallen, und sein Lehnherr habe ihn in diese Höhle geführt, um Alberten zu ermorden.

„Ist das wahr? fragte der Ritter den Baron, ihn mit einem strengen Blicke fassend.

Ja, nur zu wahr, antwortete der Baron — es war mein Vorsatz — Aber eine unsichtbare Macht spottete meiner Maasregeln, und mein Widerstreben gegen die Aussprüche des Schicksals ist zu Schanden geworden.“

Albert befahl dem Manne aufzustehen und ihm zu folgen; sie giengen alle drey aus der Höhle. Obgleich der Wald noch immer in nächtliches Dunkel gehüllt war, so kam es doch ihren so lange mit unterirrdischer Nacht bedeckt gewesenen Augen, beynahe wie heller Tag vor.

Auf dringendes Bitten des Barons gieng der Ritter noch etliche Schritte weiter vorwärts, bis sie an einen Ort kamen, wo man nichts mehr von dem Rauschen des Stroms vernahm. Hier blieben sie stehen.

„Nunmehr, sagte Albert zum Baron, müsset Ihr mir die Geheimnisse entdecken, die jene Höhle in sich verschließt, und von denen Ihr, wie ich weiß, vollständig unter-

richtet seyd. Aber warum seyd Ihr so erschrocken, indem Ihr dieses Degens ansichtig wurdet, und wer war der ermordete Krieger, in dessen Hand ich ihn gefunden?"

„Der ermordete Krieger, antwortete der Baron, war — — — Dein Vater!"

Albert erbebte.

„Und in mir siehst Du seinen Mörder!"

Alberts Haar sträubte sich vor Entsetzen auf seinem Haupte und Wuth blitzte in seinen Augen.

„Verschiebe Deine Rache, fieng der Baron wieder an, und höre mich bis zu Ende an. Ich fühle, daß die Stunde der Vergeltung gekommen ist, und daß eine übernatürliche Macht mich zwingt, eine entsetzliche Geschichte zu entdecken, die ich gern in ewiges Stillschweigen hätte hüllen mögen.

Rudolph Baron von Dornheim war Dein Vater. Er war mein Bruder — mein älterer Bruder. Er kam zurück aus dem heiligen Lande, um eine Erbschaft zu erheben, die nach unsers Vaters Tode, ihm von Rechts wegen zugehörte, als, neidisch auf sein Glück, und von Geitz verblendet, ich mich an der Spitze einiger mir ergebenen Bösewichter, in diesen Wald im Hinterhalt legte. Er war allein, aber mit dem Heldenmuthe, womit

ihn die Natur begabt hatte, mit dem Schwerdte, das er so oft in das Blut der Ungläubigen getaucht hatte, vertheidigte er sich lange Zeit gegen seine Meuchelmörder; endlich aber, übermannt durch ihre Menge, fiel er; aber in dem Zucken des Todes, umklammerte er so fest das Gefäß seines Schwerdtes, daß einer von meinen Leuten, weil er ihm dasselbe nicht entwinden konnte, schon im Begriff war ihm die Hand abzuhauen, als ich es noch verhinderte. Alle die tapfern Ritter, die den Zug ins heilige Land mit gemacht hatten, kannten Rudolphs Degen. Wär' er in meinen oder meiner Vasallen Händen gesehen worden, so konnte er zur Entdeckung unsers Verbrechens führen. Ich befahl ihnen also, diese reiche Beute fahren zu lassen, und sie mit dem Leichname zugleich, im Innersten

die=

dieser Höhle zu begraben. Es verbreitete sich das Gerücht, Rudolph sey auf der Reise umgekommen. Gegen mich regte sich nicht der geringste Verdacht. Ich erbte ohne Schwierigkeit die Reichsherrschaft Dornheim, von welcher ich bis jetzt, nach Jedermanns Meinung, der rechtmäßige Besitzer gewesen bin. Aber Niemand hat wissen können, was in meiner verbrecherischen Seele vorgieng. Oft in der feyerlichen Stunde der Mitternacht, trat der Schatten meines ermordeten Bruders vor meine Augen, und zeigte mir schweigend seine Wunden, und drohte mit seinem blutigen Schwerdte. Manchmal drohte er mir Rache mit einer donnernden Stimme, die mitten im Getümmel fröhlicher Feste unaufhörlich in meinem Ohre wiedertönte. Er hat mir den Tod meiner fünf Söhne, die ich verlo-

ren, vorher verkündigt. Aber meinen großen Unstern, den letzten Streich, der seine Rache vollenden und mein ganzes Geschlecht ausrotten sollte, hieß er mich in dem Augenblicke erwarten, wenn ich seinen Degen in den Händen seines rechtmäßigen Erben wiedersehen würde. Mit welcher Angst hab', ich nicht immer bis jetzt dieser entscheidenden Stunde entgegen gesehen! Nur allein die können es wissen, die, wie ich, unschuldig Blut vergossen haben. Ich hatte indessen noch eine schwache Hoffnung, seinen Drohungen zu entgehen, und ich gab mir etlichemal Mühe, mich dieses Degens zu bemächtigen. Die Furcht aber, mein Verbrechen an den Tag kommen zu sehen, erlaubte mir nicht andere Leute, als meine Mitschuldigen zu diesem Vorhaben zu brauchen. Sie haben etlichemal das

Unternehmen gewagt, aber niemals ist ihr Muth hinreichend gewesen, den Schrecknissen jener Höhle Trotz zu bieten. Indessen versucht' ich verschiedene Mittel, zu erfahren, wer der Erbe seyn müsse, dem dieser Degen bestimmt wäre: aber alles, was ich herausbringen konnte, war, daß Rudolph vor seinem Zuge ins heilige Land, sich zu Prag unter einem angenommenen Namen vermählet habe, aus Furcht, mein Vater, der ihm eine andere Gattinn bestimmte, möchte seine Heirath erfahren; ich aber habe niemals erforschen können, wer seine Gemahlin gewesen, und ob er einen Sohn von ihr habe. So blieb ich denn in dem gewaltsamen Zustande einer schrecklichen Ungewißheit bis auf diese letzte Nacht, wo ich mir einbildete, bey Eurem ersten Anblicke in Euch den fantasti=

schen Gegenstand meiner nächtlichen Schrecken zu erblicken. Mein Sohn nannte mir Euren Namen, und ich zwang mich, meine Unruhe zu verbergen; aber Eure auffallende Aehnlichkeit mit dem edeln Rudolph, erfüllte meine Seele mit den unglücklichsten Ahndungen, und beym Anblick Eures Ringes verschwanden alle meine Zweifel; denn ich erinnerte mich sehr genau, daß ich ihn bey meinem Bruder gesehen hatte. Diesen Morgen hat mir Eure Erzählung, über mancherley Umstände Licht gegeben, die mich noch einigermaaßen in Ungewißheit ließen. Von dem Augenblicke an, war Euer Tod beschlossen, und ich hatte schon einen Plan entworfen, Euch zu morden, als ich mit Schaudern erfuhr, daß Ihr den Vorsatz hättet, in die Höhle des Todes zu gehen. Ich durfte nun keinen Augenblick an-

stehen, wenn ich Euch hindern wollte, Euch des väterlichen Degens zu bemächtigen. Im äußersten Drange meiner Verzweiflung, schmeichelte ich mir noch, das Unglück abzuwenden, das meinem Hause drohete; ich glaubte, daß eine geheime Macht mich zu diesem Unternehmen antriebe und den Schrecken überwältigte, den mir sonst schon der entfernte Anblick des Schauplatzes meines Verbrechens einjagte. Ich bewaffnete einige meiner Vasallen, denen ich mich anvertrauen konnte, und gieng an ihrer Spitze in die Höhle, in der Hoffnung Euch, des Steges unkundig, in den Irrgängen derselben anzutreffen, ehe ihr den unglücklichen Degen gefunden hättet, von welchem mein Schicksal abhieng. Aber als wir zu der weiten Wölbung gelangt waren, wo Ihr mich gefunden habt, überfiel das fürchterliche

Brausen des Stroms unsere Seelen, und alle unsere Schrecknisse, die wir bis dahin abzuwehren gewußt hatten, erwachten. Wir erstiegen das Ufer, wir wurden des ungestüm reissenden Stromes ansichtig. — O! Himmel! wir sahen einen Strom von Blut! Diejenigen von meinem Gefolge, die an Rudolphs Ermordung keine Schuld hatten, stießen bey diesem entsetzlichen Wunder einen Schrey des Schreckens aus, und ergriffen die Flucht; meine beiden Mitschuldigen aber, deren Hände so wie die meinigen, mit Rudolphs Blut besudelt waren, erstarrten, wie ich, vor Schrecken und Bestürzung. Plötzlich riß sich aus der Wölbung ein ungeheures Felsstück los und zerschmetterte die beiden Männer, davon der Eine Moritz, Euer Knappe, und mein alter Lehnsmann war."

„Moritz! schrie Albert, wie? Moritz war ein Verräther?

„Von dem Augenblicke an, erwiederte der Baron, da ich ihn über Eure Geburt belehrte, trieb ihn seine eigene Furcht, seine Anhänglichkeit an mich, vor allen aber die ihm verheißenen Belohnungen, an, Euch zu verrathen. Von ihm erfuhr ich Euer Vorhaben, in die Höhle zu dringen.“

Der Baron wollte weiter reden, als ein Getrampel von Pferden ihn unterbrach. Er hielt inne, Albert sah sich um, und entdeckte einen Haufen Leute, die durch den Schein seiner Fackel geleitet, herbey eilten.

Als sie näher waren, konnte man unterscheiden, daß vier davon, die zu Fuße waren, auf einer von Zweigen zusammen geflochtenen Bahre einen Leichnam trugen. Der Baron, dessen Seele eine unglückliche Ahndung fühlte, fragte begierig, was da vorgehe, und da man mit der Antwort zögerte, drängte er sich durch, eilte auf den Leichnam zu, und erkannte seinen erblaßten noch blutenden Sohn.

Die Träger legten ihre Bürde nieder. Der Baron, ohne ein Wort zu sprechen, warf sich auf die Trage, schluchzte konvulsivisch, und ließ den Empfindungen, die seine Seele zermalmten, freien Lauf. — Albert trat auch hinzu, und betrachtete

Friedrichs Gesicht mit lebhafter Rührung. Schnell drehte sich der Baron um, und eh' sich es Jemand versah, entriß er dem Ritter Rudolphs Degen, stieß ihn sich durch die Brust und sank sterbend auf den Leichnam seines Sohnes. Alle Umstehende eilten ihm zu Hülfe, aber es war zu spät. Der Baron wieß auf Albert, mit der Deutung, ihn künftig als ihren rechtmäßigen Herrn anzusehen, dann riß er sich den Degen aus der Brust, und seine strafbare Seele entfloh mit dem herausströmenden Blute.

Albert fiel auf seine Knie, und betete zitternd die furchtbare Gerechtigkeit einer Greuelthaten rächenden Gottheit an.

Alle um die Bahre Versammelten, und die Vasallen des Barons geriethen durch diese

blutige Geschichte in die größte Bestürzung, und fragten einander, was die letzten Worte des Barons eigentlich für einen Sinn hätten. Albert theilte ihnen in wenig Worten, und ohne sich auf die Verbrechen desjenigen einzulassen, dessen entseelter Körper vor ihnen lag, die Entdeckungen dieser Nacht mit. Seine Erzählung wurde auch von demjenigen bestätigt, den man in der Höhle versteckt gefunden, und der die Bekenntnisse des Barons mit angehört hatte. Alsbald erkannten sie Rudolphs Sohn für ihren rechtmäßigen Herrn, und baten ihn um Erlaubniß, ihn auf das Schloß zu begleiten; er willigte ein, und machte sich mit ihnen auf den Weg. Diejenigen, die Friedrichs Leiche getragen hatten, trugen nun auf der nämlichen Bahre auch den Leichnam des Vaters.

Nun fragte Albert nach den Umständen von Friedrichs Tode, und sie gestunden ihm, der Baron selbst habe sie abgeschickt, Alberten umzubringen; daß sie aber, getäuscht durch die Aehnlichkeit der Kleidung und Rüstung, Friedrichen angegriffen, und ihren Irrthum nicht eher gesehen hätten, als da er unter ihren Streichen gesunken sey. Wie sie nun aufs Schloß kamen, wo die vornehmsten Offiziere und Bediente die Rückkunft ihres Herrn erwarteten, verbreitete die Nachricht von seinem Tode eine allgemeine Bestürzung.

Albert versammelte seine Vasallen in einem großen Saale, und hielt an sie eine kurze aber nachdrückliche Rede, in der er ihnen seine Rechte auf Dornheim erklärte, wofür er unwi-

derleglich gültige Belege vorbrachte, und Keiner zweifelte mehr daran, daß diese Herrschaft ihm, als rechtmäßigen Erben seiner Vorfahren zukomme. Einige von den ältesten Offizieren erinnerten sich noch, den Ritter Rudolph gesehen zu haben, und hielten sein Andenken werth. Sie brachen in laute Freude aus, als sie seine Züge auf dem Gesichte seines Sohnes wieder erkannten; und da der Charakter des eben erblichenen Barons nicht so geschickt gewesen war, ihm allgemeine Zuneigung zu erwerben, so gab es keinen, welcher den neuen Herrn nicht mit aufrichtigen Freudensbezeugungen anerkannt hätte.

Albert wünschte nun allein zu seyn, um über die außerordentlichen Begebenheiten der vergangenen Nacht ruhig nachdenken zu kön-

gen, und seine Seele von den heftigen Erschütterungen, die ihr so viel unerwartete Entdeckungen verursacht hatten, sich erholen zu lassen. Als er aber durch eine Gallerie nach seinem Zimmer gieng, folgte ihm der Schloßhauptmann nach, und fragte: was man mit zwey Weibspersonen thun solle, welche auf Befehl des vorigen Barons diese Nacht wären aufs Schloß gebracht worden? Albert wollte wissen, wo sie wären, und der Schloßhauptmann öffnete eine Thüre in die Gallerie da denn der neue Baron Constantien erblickte. Erstaunt und entzückt stürzt' er ihr entgegen, aber Constantiens Bestürzung und Freude, schienen noch die ihres Geliebten zu übertreffen.

„Welch Wunder schenkt Euch meinen Wünschen wieder? rief sie aus. Welcher

Schutzengel der Tugend hat Euch vor den Mördern geschützt, in deren Mitte ich Euch sah, als man mich hierher führte?"

Albert begriff nicht sogleich den Sinn ihrer Worte; aber da Lenore sah, daß ihre Verrätherey unmöglich verborgen bleiben konnte, warf sie sich vor ihnen nieder, und bekannte freywillig alles, was sie begangen hatte. Albert erfuhr also, daß Constantia, hintergangen durch die List ihrer Kammerfrau, sich ohne allen Verdacht ihres Irrthums, in Friedrichs Gewalt begeben hatte; daß sie ferner im Walde wären angegriffen worden, durch einen Haufen Leute, welche der Baron, der durch Albrechts Knappen von der vorgeblichen Flucht Constantiens mit Albrecht benachrichtiget wor-

den war, nach ihnen ausgeschickt hatte. Friedrich, fuhr sie fort, sey nun gezwungen gewesen, vom Pferde zu steigen, um sich zu wehren. Da hätten ihn zwey Männer ergriffen, ihren erhaltenen Befehlen gemäß, Constantien und Lenoren weggeschleppt, und sie aufs Schloß gebracht, wo sie, seit ungefähr einer Stunde angelangt wären. Endlich erfuhr er auch, daß Constantia sich diese ganze Zeit dem heftigsten Schmerze überlassen, und nicht aufgehört hätte, Alberts eingebildeten Tod zu beweinen.

Diese Umstände gaben dem frommen Ritter neue Gründe, die Rathschlüsse der göttlichen Fürsehung zu bewundern, welche die im Sinne gehabten Schandthaten auf die Häupter der

Verbrecher zurück zu wälzen nicht unterließe. Er nahm nicht ganz ohne Vergnügen wahr, daß seine Feinde selbst die Werkzeuge ihrer eignen Zerstörung gewesen, und daß sie ihm den Schmerz erspart hätten, den Tod seines Vaters an einem so nahen Verwandten, als der Baron war, zu rächen, und sein Erbtheil einem so vertrauten Freunde abzustreiten, als Friedrich bis an den Augenblick gewesen war, wo sein gottloser Plan ihm die ganze Schwärze seiner Seele, bey der Unterredung im Walde entdeckt hatte. Constantia hörte mit Entzücken die Veränderung, die sich mit den Glücksumständen ihres Geliebten zugetragen hatte.

Kaum brach die Morgenröthe an, so sandte Albert einen reitenden Boten an Constantiens Vater. Er berichtete ihm, wie er nach dem Tode des letzten Barons, von Seiten seines Vaters Rudolph, dessen Besitzungen geerbt habe. Zugleich gab er ihm Nachricht, daß sich seine Tochter auf dem Schlosse befände, und lud ihn ein, sich selbst dahin zu verfügen, um noch von verschiedenen andern Dingen, an deren Wissenschaft ihm gelegen wäre, unterrichtet zu werden.

Constantiens Vater nahm die Einladung an. Albert vermuthete wohl, daß ein Vater, der aus eigennützigen Absichten im Begriff gewesen war, seine einzige Tochter einem Manne aufzuopfern, der ihres Besitzes so

unwürdig war, keinen Anstand nehmen würde, sie ihm zu geben, wenn er ihn im Besitze der Güter und des Ranges seines Nebenbuhlers erblicken würde.

Seine Anträge wurden auch mit großen Freudensbezeugungen angenommen, und so lange, bis die Vermählung mit gehöriger Pracht konnte gefeiert werden, gieng Constantia mit ihrem Vater wieder nach Herzwald, wo sie Albert, nunmehriger Baron von Dornheim, öfters besuchte.

Er ließ die Leichname des unrechtmäßigen Besitzers und dessen Sohnes, ohne Gepränge beendigen; aber an der Spitze einer Anzahl

seiner Vasallen, gieng er wieder in die Höhle des Todes, um die Ueberreste seines unglücklichen Vaters dort wegzubringen. Nachdem er dort des letzteren trauriges Schicksal auf eine Weise beklagt hatte, die seine Zärtlichkeit und kindliche Liebe an den Tag legten, ließ er ihn in der Schloßkapelle mit allen von der Kirche vorgeschriebenen Feierlichkeiten beysetzen. Er ließ ihm zu Ehren ein prächtiges Leichenbegängniß halten, und ein kostbares Denkmal errichten, dessen Hauptschmuck das verhängnißvolle merkwürdige Schwerdt wurde.

Bald darauf vermählte sich Albert mit Constantien; und der endliche Besitz derjeni-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen, die so lange der Gegenstand seiner zärtlichsten Wünsche gewesen war, erfüllte das Maaß einer Glückseligkeit, auf welche seine Tugenden ihm die gerechtesten Ansprüche liehen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

× 07/2000

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schelling, Caroline von, 1763-1809

Die Höhle des Todes

Leipzig 1800

P.o.germ. 1300 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119489-8
VD18 10606017